

Geschichten machen Mut

Band 2



**Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe
Erzgebirge in Aue-Bad Schlema**

**Gefördert durch die Verbände der gesetzlichen
Krankenkassen im Freistaat Sachsen und dem Verband der
Ersatzkassen.**

Geschichten machen Mut

Band 2



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Ein Buch für die Gemeinschaft „Geschichten machen Mut“ Band 2



erstellt von der Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe
Erzgebirge in Aue-Bad Schlema (KISS ERZ)
sowie der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“

1. Auflage

© 2024 Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers

Autorin: Karina Kartach

Umschlag: Roland Trültzsch, Karina Kartach

Layout und Satz: Jonas Kartach und Karina Kartach

Druck: Online-Druck GmbH & Co. KG, Eggertstraße 28, 33100 Paderborn

Herausgeber:

Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe ERZ in Aue-Bad Schlema

in Trägerschaft: FV Jugend-, Kultur- und Sozialzentrum Aue e.V.

Grundschule „Albrecht Dürer“, Postplatz 2, 08280 Aue-Bad Schlema

kurzweg.kiss@buergerhaus-aue.de

Tel.: 03771 3404355

Handy: 0159 06755463

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Plötzlich Mutter von vier Kindern	9
Gute Tat wird belohnt	19
Ein ungewöhnliches Geschenk	27
Als Junge auf sich allein gestellt	37
Verzeihen beweist Charakterstärke	63
Vater war mein großes Vorbild	79
Mit 12 Kindern und einem Baby auf der Flucht	93
Urgroßvater Ferdinand war mein bester Freund	113
Gedanken fliegen zurück	123
Ich musste früh erwachsen werden	131
Menschlichkeit bewahren	155
Das störrische Kamel	176
Nachwort	179
Dank	180



Diane Kurzweg, Roland Trültzsch und Karina Kartach

Vorwort

Wie versprochen ist der zweite Band unseres Buches „Geschichten machen Mut“ nun fertiggestellt. Es kommen diesmal 7 Erzählerinnen und 4 Erzähler zu Wort. Solche erlebten Geschichten sind unverzichtbar, um einfach über „unser“ Leben nachzudenken.

Zufrieden, hilfsbereit, arbeitsam, strebsam, freundlich und offen sein für unsere Mitmenschen, diese und andere Werte sollten viel mehr unser Leben bestimmen.

Wieder bedanke ich mich bei Karina Kartach, die sich in der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“ engagiert und den zweiten Band mit der Selbsthilfekontaktstelle KISS ERZ AUE schrieb.

Danke für die gute Zusammenarbeit.

Auch bei diesem Vorhaben hat sich gezeigt:

Wir sind selbst Meister der Gestaltung unseres „Tuns“.

Diane Kurzweg

Koordinatorin der Selbsthilfekontaktstelle KISS ERZ AUE und der Selbsthilfegruppe „pflegeBegleitung für Angehörige“ in Aue-Bad Schlema

Irma, Jahrgang 1909, hatte als junges Mädchen den Mut, einen Witwer mit vier kleinen Kindern zu heiraten. Sie zog diese wie ihre eigenen Kinder groß. Irma besaß unverwechselbaren Humor, war fleißig und bescheiden. Trotz schwerer Schicksalsschläge gab sie nicht auf und bewahrte sich eine positive Lebenseinstellung. Sie gab ihren acht Kindern viele Lebensweisheiten mit auf den Weg. Ihre jüngste Tochter Steffi, selbst bereits Oma, erinnert sich und möchte, dass die Geschichte ihrer Mutti unvergessen bleibt, um anderen Menschen Mut und Zuversicht zu geben.

Plötzlich Mutter von vier Kindern

Zwillinge im Backofen

Meine Mutti Irma war 19 Jahre alt, als sie auf Arbeit in der Damastweberei Aue meinen Vati Otto kennenlernte. Er war Landwirt und betreute dort die Pferde. Otto war zehn Jahre älter als Irma und seit kurzem verwitwet. Denn seine erste Frau war leider nach der Geburt der Zwillinge gestorben. Es war eine Tragödie.

Die beiden Mädchen kamen als Frühchen im 7. Schwangerschaftsmonat zur Welt und waren mit 2000 Gramm sehr unterentwickelt. Der Pfarrer hatte zu meinem Vati am Tag der Geburt gesagt, dass die Zwillinge wohl die Nacht nicht überstehen würden. Doch mein Vater konnte die Kleinen nicht einfach so liegen lassen und wollte sie unbedingt retten. Er wusste zwar nicht, wie er ohne Frau und Geld vier Kinder großziehen sollte. Aber er versuchte, was in seiner Macht stand, damit die Zwillinge überlebten.

So bettete er die zitternden Mädchen in ihrem Körbchen in den vorgewärmten Backofen. Groß war die Freude, als die Babys am nächsten Tag doch noch lebten und sich sogar mit ihren dünnen Stimmchen zu Wort meldeten. Denn bis

dahin hatten sie keinen Ton von sich gegeben. Aber die Zwillinge Maria und Magdalena litten wohl an einer Milchunverträglichkeit. Sie vertrugen weder gespendete Muttermilch noch verdünnte Ziegenmilch gut. So wurden sie oft nur mit lauwarmem Wasser versorgt. Dass sie überhaupt groß geworden sind, lag sicher am Lebertran, den sie von Kindesbeinen an zu sich nahmen. Das war die Idee meiner Mutti, die sich damals mit um die Kleinen kümmerte.

Die Zwillinge begeisterten sich bis ins hohe Alter für Lebertran, den die meisten Leute überhaupt nicht mögen. Maria und Magdalena wuchsen also heran und waren ein Herz und eine Seele. Ich habe sie als liebenswerte und gute Menschen kennengelernt und war mit ihnen bis zu ihrem Ableben 2007 und 2010 eng verbunden.



Hochzeit Irma und Otto

Meine Mutti heiratete mit 21 Jahren ihre große Liebe, meinen Vati, mit vier kleinen Kindern. Dafür bewundere ich sie bis heute.

Mutti stammte aus einfachen Verhältnissen und hatte mit ihren beiden Schwestern Dora und Marianne eine schöne Kinder- und Jugendzeit in Aue verlebt. Schon sehr früh lernte sie, die karge Haushaltskasse der Arbeiterfamilie aufzubessern. So half sie zum Beispiel schon als Achtjährige mit und trug Zeitungen aus.



Irma mit ihren Schwestern
Dora (li) und Marianne (re)

Nach der Volksschule ging sie mit 14 Jahren als Hausmädchen nach Siegmarsdorf, einen Ort bei Chemnitz und lernte kochen, backen und nähen. Mutti konnte auch stricken und andere Handarbeiten und nähte wunderschöne Kleider. Sie war sehr geschickt. Diese Fähigkeiten wurden nun

dringend auf dem Bauernhof benötigt. Denn meine Mutti hatte plötzlich vier kleine Kinder zu versorgen. Lothar war fünf Jahre, Edith drei und die Zwillinge Maria und Magdalena zwei Jahre alt.

Mutti hatte ein gutes Verhältnis zu allen Kindern. 1934 erblickte meine Schwester Edeltraud das Licht der Welt. 1939 wurde mein Bruder Wolfgang geboren. In Affalter bewunderten viele Leute Muttis Nähkünste, denn sie fertigte alles für die Kinder selbst an. Irma war im Dorf hochgeachtet, weil sie sich in so jungen Jahren dieser großen Verantwortung, vier Kindern eine Mutti zu sein, stellte. Auch hatte sie ihre Mutter, also meine Oma, an ihrer Seite, die ihr Mut zusprach und sie unterstützte.



Der besondere Familienausflug

Meine Eltern führten eine sehr gute Ehe. Mutti erzählte mir, dass die Familie sonntags immer gern Wanderausflüge unternahm. Oft ging es nach Bad Gutenbrunn. Dort, in Niederzwönitz, gab es damals eine schöne Gaststätte und ein Badehaus. Doch meine Eltern konnten es sich nicht leisten, einzukehren. Bei einem Wanderausflug wollten die beiden großen Kinder Lothar und Edith aber unbedingt eine Fasslimonade trinken, die kostete wohl 20 Pfennige. Für meine Eltern war dies viel Geld.

Mein Vater wollte deshalb auch keine Limonade kaufen. Doch meine Mutti überredete ihn, wenigstens eine Limo zu bestellen, von der alle Kinder einmal kosten sollten. Der Gastwirt sagte nur lächelnd, dass sie sich hinsetzen sollten. Dann brachte er einen Humpen Bier für Vati und ein Kännchen Kaffee für Mutti und für jedes Kind eine Limonade. Dazu stellte er noch einen großen Teller voll Kuchen auf den Tisch. *„Um Gottes Willen!“*, rief mein Vater, *„schaffen sie das Zeug weg, wir können das gar nicht bezahlen!“* Doch der Gastwirt beruhigte ihn und erklärte, dass alles schon seine Richtigkeit habe und die Rechnung bereits beglichen worden sei. Eine Frau, die ein paar Tische weiter Platz genommen hatte – eine Apothekerin aus Zwönitz – lächelte meinen Eltern zu und war wohl die Gönnerin. Diese Geschichte habe ich als Kind oft gehört. Nie haben meine Eltern und Geschwister dieses schöne Erlebnis vergessen.

„Vom lieben Weihnachtsmann“

Mutti hat mir auch erzählt, dass jedes Jahr ein Paket mit der Aufschrift „Vom lieben Weihnachtsmann“ vor der Tür lag, solange die Familie in Affalter wohnte. Das Paket war gefüllt mit Schokolade, Leckereien, Kaffee und Tabak. Wie haben sich meine Eltern immer über dieses Geschenk gefreut. Hier bewahrheitete sich wohl eine Lebensweisheit meiner Mutti, die mir und meinen Geschwistern mit auf den Weg gegeben wurde. Sie lautet:

*„Willst du glücklich sein im Leben,
trage bei zu anderer Glück,
denn die Freude, die wir geben,
kehrt ins eigne Herz zurück.“*

Schwere Schicksalsschläge

1940 übersiedelte die gesamte Familie Otto Kunz nach Aue und übernahm eine Spedition in der Auer Eisenbahnstraße. Aber leider wurde mein Vati 1942 zur Wehrmacht eingezogen und meine Mutti konnte mit sechs Kindern die Spedition nicht weiterführen.

Als mein Bruder Rainer 1944 auf die Welt kam, freuten sich alle sehr. Doch wenig später traf meine Eltern ein großer Schicksalsschlag. Denn der älteste Sohn Lothar verlor mit gerade einmal 18 Jahren sein junges Leben in der Schlacht um Stalingrad. Diesen Verlust eines Kindes haben meine Eltern wohl nie richtig verwunden.

Doch das Leben musste trotzdem irgendwie weitergehen.

Freudentag wird zum Schreckenstag

Wenn ich es bedenke, dann hatte es vor allem mein Vater schon als Kind sehr schwer. Denn er musste als kleiner Junge mit dem Verlust seiner geliebten Mutti fertig werden. Er hat mir erzählt, dass sein allererster Schultag vom Freudentag zum Schreckenstag wurde. Wenn ich mir vorstelle, wie mein Vater als Sechsjähriger freudig nach Hause eilt, um seiner Mutti vom 1. Schultag zu berichten, und dann seine liebe Mutti tot in der Wohnung liegen sieht, kommen mir noch immer die Tränen. Seine Mutti war einfach verblutet, eine Krampfadere war geplatzt.

Früher hatte man nicht so eine gute medizinische Versorgung wie heute. Sein Vater, also mein Opa, stand damals auch mit vier kleinen Kindern allein da. Es ist schon eigenartig, wie sich ein Schicksal in der Familie so wiederholen kann. Mein Opa hat die Kinder jedoch ohne eine mütterliche Hand allein großziehen müssen.

Neubeginn

1951 kam ich als Nesthäkchen auf die Welt. Darüber freuten sich nicht nur meine Eltern, sondern auch meine Geschwister. Alle kümmerten sich sehr liebevoll um mich. 1952 zogen wir um in die Auer Pestalozzischule an der Schwarzenberger Straße. Meine Eltern hatten eine Stelle

als Hausmeisterehepaar angenommen. Mein Vati litt an Asthma, vielleicht, weil er als Kind schon schwere Mehlsäcke schleppen musste. Die Arbeit als Hausmeister war für ihn leichter. So wuchs ich nun dank meiner Eltern in der Hausmeisterwohnung der Schule auf. Ich hatte eine sehr schöne und behütete Kindheit. Doch das ist eine andere Geschichte.



Irma in Aue-Zelle



Silberhochzeit Irma und Otto

Meine Mutti ist leider 1993 mit 84 Jahren von uns gegangen. Sie war und ist mir immer ein großes Vorbild. Mit viel Liebe und Einfühlungsvermögen verstand sie es, uns allen eine gute Mutter zu sein und mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Sie versuchte uns Kindern nicht nur die Liebe zur Literatur und Musik weiterzugeben, sondern sie war

auch die maßgebende Kraft bei der Berufswahl. Von ihr habe ich wohl auch meine Talente geerbt. Meine Mutti war eine Macherin und doch sehr bescheiden und selbstlos. Sie konnte sich auch an kleinen Dingen erfreuen. Es ist gut Vorbilder zu haben, an denen man wachsen kann.

Ich hatte großes Glück, so eine Mutter haben zu dürfen und bin noch heute dankbar für die Lehren und Lebensweisheiten, die sie mir mit auf den Weg gab. Sie selbst hat diese Weisheiten auch von ihrer Mutter erhalten.

Nun trage ich sie weiter an meine Kinder und Enkel. Eine Weisheit lautet:

„Die Eltern sind das Buch, in dem die Kinder lesen. Und es ist ein Glück, wenn du eine Mutter hast, die dir ein Vorbild sein kann.“



Wunsch

Heute bin ich auch Großmutter und möchte, dass meine zwei Enkel in Frieden aufwachsen können. Sie sollen die Geschichte ihrer Urgroßmutter Irma kennen, die zwei verheerende Weltkriege mit Not und Elend erlebte. Sie hat acht Kinder zu ordentlichen und rechtschaffenen Menschen erzogen und trotz dieses arbeitsreichen Lebens nie den Lebensmut und ihren Optimismus verloren.

Gudrun, Jahrgang 1949, wuchs in Neuwelt, einem Ortsteil von Schwarzenberg, auf und lebt heute in Lößnitz. Sie hat von ihrer Mutti Hilde oft eine Geschichte erzählt bekommen, die ihr ganzes Leben geprägt hat. Es ist eine Geschichte vom Teilen in der Not und von einer Freundschaft, die unvergessen bleiben soll, weil sie anderen Menschen Mut machen kann.

Gute Tat wird belohnt

Liesbeth zieht ein

Meine Mutter Hilde wurde 1913 geboren. Als mein Vater Gerhard in den Krieg ziehen musste, lebte sie in ihrer kleinen Wohnung in Neuwelt bei Schwarzenberg allein. 1944 trafen die ersten Flüchtlinge in ihrem Heimatort ein.

Da wurde ihr eine Frau zur Einquartierung zugeteilt. Die Frau hieß Liesbeth und war viele Jahre älter als meine Mutti. Sie hätte ihre Mutter sein können. Liesbeth stand mit einem Koffer vor der Tür. Nur dieser Koffer mit etwas Wäsche war von ihrer ganzen Habe geblieben. Sie stammte aus Schlesien und musste aus ihrer Heimat flüchten. Ihr Mann war bereits im Krieg gefallen. Liesbeth hatte einen Sohn. Er hieß Siegfried und kämpfte an der Front.

Meine Mutti hat mir oft erzählt, dass sie Liesbeth sofort sympathisch fand. Anders hätte ein Zusammenleben auch nicht funktioniert. Denn die beiden Frauen mussten sich das Schlafzimmer teilen. Es war so schmal, dass die Betten nur hintereinander angeordnet werden konnten. Auch der Hauswirt meiner Mutti musste eine dreiköpfige Familie aufnehmen. Doch er tat es sehr widerwillig und aß nicht mit der Flüchtlingsfamilie zusammen am Tisch.

Mutti arbeitete tagsüber in der Metallwarenfabrik Nier & Ehmer Beierfeld und hatte einen ganz schön weiten Arbeitsweg. Liesbeth half ihr nun im Haushalt. Abends saßen die beiden Frauen zusammen, erzählten und teilten ihr Brot. Viel gab es nicht zu essen und so hatten sie immer Hunger.

Am 13. Februar 1945, so hat mir Mutti erzählt, war der Himmel am Horizont feuerrot. Dresden brannte und wurde bombardiert. Die beiden Frauen hielten sich an den Händen und sahen aus dem Fenster. Beide weinten bitterlich und spendeten sich gegenseitig Trost. Was würde die Zukunft bringen?

Wenige Tage später sollten sich alle Flüchtlinge am Bahnhof Schwarzenberg zum Abtransport ins Ungewisse finden. Auch Liesbeth musste gehen. Der Abschied fiel Hilde und Liesbeth schwer und war sehr tränenreich und bewegend. Waren die beiden Frauen doch inzwischen gute Freundinnen geworden.

Illegale Aufnahme

Als Liesbeth mit ihrem Koffer gegangen war, fühlte sich meine Mutti ganz traurig und allein. Doch nur ein paar Stunden später klingelte es an der Tür und Liesbeth bat erneut um Aufnahme. Der Zug war kurz vor Zwickau stehengeblieben und keiner hatte sich mehr um die Flüchtlinge gekümmert. Deshalb hatte Liesbeth beschlossen, den

ganzen langen Weg nach Neuwelt mit dem Koffer in der Hand und mutterseelenallein zurückzulaufen. Sie hoffte, dass sie bei Hilde wieder unterkommen konnte. Sie hatte sich nicht getäuscht und wurde herzlich willkommen geheißen. Aber nun hielt sich Liesbeth als „Flüchtlingsfrau“ illegal in der Wohnung auf. Sie hatte große Angst, sich bei den Behörden anzumelden, weil sie fürchtete, wieder weggeschickt zu werden.

Keine Anmeldung im Einwohnermeldeamt bedeutete jedoch, dass sie nun keinen Anspruch mehr auf die Zuteilung von Lebensmittelmarken hatte. Zum Glück bewirtschaftete Mutti einen kleinen Garten und hatte vorgesorgt. Die Einweckgläser mit Früchten und Gurken waren nun kostbares Gut. Doch Mutti teilte in dieser schweren Hungerzeit alles, was sie besaß mit Liesbeth und hätte es nie übers Herz gebracht, ihr nichts abzugeben. Sie gab ihr nicht nur zu essen, sondern auch Kleidung. Das hätte nicht jeder gemacht.

Ein Hering für acht Personen

Meine Mutti war es gewohnt zu teilen. Sie stammte aus einer sehr armen Familie mit 6 Kindern. Sie hat mir immer erzählt, dass ihr Vater, mein Opa Oswald, wenn sie einmal einen Hering als Delikatesse auf dem Tisch liegen hatten, als Hauptverdiener das meiste vom Fisch beanspruchen konnte. Zuerst durfte der Mann, der Haushaltsvorstand, essen. Dann wäre seine Frau Frieda, meine Oma, an der

Reihe gewesen. Doch sie verzichtete ganz und gar auf ihren Anteil zugunsten der Kinder. Viel war vom Fisch sowieso nicht mehr übrig. Ich stelle mir das Bild noch manchmal vor, wie die 6 Kinder hungrig am Tisch sitzen und auf den Hering starren, um dann nur ein kleines Stück davon abzubekommen. Man könnte heute darüber lachen, doch lustig war es für die hungrigen Kinder nicht, sich niemals richtig satt essen zu können.

Diese Erfahrung aus der Kindheit hat meine Mutti fürs ganze Leben geprägt. Sie aß bis ins hohe Alter immer auch den Kopf vom Hering auf. Essen war für sie kostbar und durfte nicht weggeworfen werden. So eine Armut, wie sie als Kind erlebte, ist hierzulande undenkbar. Ein Hering für 8 Personen! So arm waren meine Großeltern mütterlicherseits.

Gerade in Notzeiten beweist sich der Charakter. Gute wie schlechte Taten kommen auf einen zurück, so sagt man. Bei meiner Mutti bewahrheitete sich diese Lebensweisheit. Ihre gute Tat, Liesbeth zu helfen, wurde später hundertfach vergolten. Denn nach dem Krieg zog Liesbeth zu ihrem Sohn Siegfried nach Neumünster. Er hatte Gott sei Dank den Krieg überlebt.

Auch mein Vati hatte Glück und kam 1948 aus der Kriegsgefangenschaft gesund nach Hause. Er hatte in Österreich als Schuster arbeiten können und wurde dort gut behandelt.

1949 wurde ich geboren. Da war meine Mutti bereits 36 Jahre alt. Es war eine Zeit, wo es überhaupt nichts in den Läden gab und fast alles auf dem Schwarzmarkt besorgt werden musste.



Mein Vater war vor dem Krieg selbständiger Schuhmacher gewesen und verdiente gerade einmal 198 Mark. Und nun, nach dem Krieg, schafften die Leute kaum noch ihre Schuhe zum Besohlen oder Reparieren zum Schuster. Es gab auch kein Material, um neue Schuhe anzufertigen.

Mit seinem Beruf konnte mein Vati die Familie also nicht mehr ernähren. Er gab deshalb seine Selbständigkeit auf und behielt nur noch einige Maschinen und Geräte wie die Presse und die Nähmaschine. Arbeit fand er im Kraftwerk Schwarzenberg.

Das erste Westpaket

Was war das für eine große Freude und Überraschung, als das erste Westpaket von Liesbeth Weihnachten 1950 bei unserer Familie in Neuwelt ankam. Es waren Kostbarkeiten drin, die es bei uns nicht gab: Kaffee, Apfelsinen, Schokolade und sogar Kaugummi. Dabei hatte Liesbeth keine hohe Rente. Doch sie vergaß ihr ganzes Leben nicht, dass Mutti sie in dieser schweren Zeit so selbstlos unterstützt hat.

Viele Jahre, bis zu Liesbeths Tod in den 60er Jahren, hielt die Freundschaft der beiden Frauen und jedes Jahr kam ein Weihnachtspaket von Liesbeth an. Selbst als sie nicht mehr lebte, führte ihr Sohn diese Tradition fort und später ihr Enkel Wolfgang. Mit ihm stand ich, als ich größer wurde, auch im Briefkontakt und wir tauschten Briefmarken aus.

Als dann die Mauer fiel, konnten wir endlich nach Flensburg fahren, wo Wolfgang, der Enkel von Liesbeth, lebte. Wir setzten uns in unseren himmelblauen Trabant und machten einen Überraschungsbesuch.

Wie durch ein Wunder fanden wir gleich die richtige Apotheke, in der Wolfgang als Apotheker arbeitete. Er staunte nicht schlecht, als wir plötzlich vor der Tür standen. Doch er freute sich sehr mit seiner Familie über das Wiedersehen. Bis heute sind unsere Familien freundschaftlich miteinander verbunden.

Wunsch

Ich wünsche mir für die Zukunft, dass meine Tochter und meine beiden Enkel nie erfahren müssen, was Not, Krieg und Hunger bedeuten. Auch wünsche ich mir mehr Zusammenhalt und gegenseitige Unterstützung in den Familien und auch in der Nachbarschaft.

Waltraude, Jahrgang 1936, wuchs in Ehrenfriedersdorf auf. Als Kind saß sie oft mit ihrer Mutti Gretel und ihrem jüngeren Bruder im Luftschutzkeller und kann bis heute die schweren Bombenangriffe nicht vergessen, die sie in ihrer Geburtsstadt erlebt hat.

Zu ihrer Konfirmation erhielt sie ein sehr ungewöhnliches Geschenk von der Freundin ihrer Mutter, über das sich die ganze Familie freute. Sie hat mit ihrem Mann drei Kinder großgezogen und lebt heute in einem kleinen Haus in Aue-Bad Schlema.

Ein ungewöhnliches Geschenk

Elf Personen in der Zweizimmerwohnung

Ich gehöre zu den Kriegskindern. Manche Erlebnisse kann ich bis heute nicht vergessen. Sie haben sich tief ins Gedächtnis eingeprägt. So erinnere ich mich noch daran, wie wir bei Fliegeralarm im Luftschutzbunker saßen und vor lauter Angst wie Espenlaub gezittert haben.

Als wir einmal nach der Entwarnung aus dem Keller kamen, roch es nach Phosphor und überall brannte es. Auch das Nachbarhaus und das Rathaus standen in Flammen. Eine Frau rannte wie wahnsinnig laut schreiend durch die ganze Stadt. Sie hatte ihre ganze Familie bei dem Angriff verloren. So eine Zeit will ich nicht noch einmal erleben.



Alle unsere Verwandten waren ausgebombt worden und zogen deshalb zu uns in die kleine Zweizimmerwohnung. Elf Personen lebten nun auf engstem Raum.

Doch wir hielten zusammen und gaben ihnen Unterkunft. Wo hätten unsere Verwandten auch unterkommen sollen? Tag für Tag zogen nun die Trecks mit den Flüchtlingen durch den Ort mit Kutschen und Kinderwagen. Wir Kinder standen an der Straße, sahen ihnen zu und waren froh, noch ein Dach über dem Kopf zu haben.

Brotmarkenschulden

An meinen Vati Walter habe ich kaum Erinnerungen. Er war sieben Jahre dienstverpflichtet worden. Von Beruf war er Dekorationsmaler. Leider musste er in Kiel und Flensburg, also weit weg von Frau und Kindern, auf einer Werft arbeiten. Dort ist mein Vati dreimal ausgebombt worden und wie durch ein Wunder am Leben geblieben. Er schickte mir immer wunderschöne Karten, die er selbst gemalt hatte. Sie waren ein Trost für mich und ich habe diese Karten wie einen Schatz gehütet.

Meine Mutti musste mit uns Kindern also allein zurechtkommen. Wir hatten wenig zu essen. Mit meinem kleinen Bruder bin ich bis nach Schönfels gelaufen, um Brotrinden und ein paar Kartoffeln zu erbetteln. Mit einer Ausbeute von 5 Kartoffeln sind wir dann heimgekehrt. Wir hatten immer nur Hunger. Nie waren wir satt.

Meine Mutti war mit einer Bäckersfrau befreundet. In der schweren Kriegszeit und auch danach hatten wir so die Möglichkeit, von ihr ab und zu mal ein Brot ohne Marken zu bekommen. Aber das Brot wurde uns nicht geschenkt.

Das konnte Muttis Freundin nicht stemmen. Sie war eine Kriegswitwe und hatte auch nicht viel zum Leben. Irgendwann mussten unsere Brotmarkenschulden zurückgezahlt werden. Das wussten meine Eltern.

Als Kind hatte ich auch glückliche Tage. Wir haben viel draußen gespielt und sind Rollschuh gelaufen. In Ehrenfriedersdorf gab es dafür herrliche Asphaltstraßen. Zudem war meine Kindheit von Gesang geprägt. Ich habe in sämtlichen Chören mitgesungen, war im Schulchor, Kirchenchor und in der Kurrende.



Waltraude

Mit meinen Freundinnen haben wir sogar eine Mädchengesangsgruppe gebildet. Eine Freundin spielte Gitarre, eine andere Freundin Schifferklavier. In der 3. und 4. Klasse sind wir Mädels oft gemeinsam aufgetreten und haben Volkslieder gesungen. Dabei hatten wir unsere erzgebirgischen Trachten an.

Ich war in der Gruppe eine der Sängerinnen. Wir sind einfach auch ohne Einladung zu Hochzeiten gegangen. Denn nach unserem Auftritt gab es als Dankeschön etwas Leckeres zum Essen. Mein Opa Max war sehr musikalisch und

hatte früher in Schneeberg als Stadtmusikdirektor gearbeitet. Er wollte gern, dass ich Geige, Zither oder Klavier spielen lerne. Doch ich hatte dafür kein Interesse und war lieber im Schwimmverein.

Da ich sehr zeitig schwimmen konnte, sprang ich schon in der 1. Klasse vom Drei-Meter-Turm. Das Schwimmen habe ich mir selbst beigebracht. Mutti hatte mir dafür Schwimmkissen genäht. Das waren Leinensäckchen, etwa 20 mal 15 Zentimeter groß, die mit einem Kreuzband versehen waren. Sie wurden mit Luft aufgeblasen und hielten eine Weile. Ich war eine kleine Wasserratte und jede freie Minute wollte ich unbedingt im Schwimmbad verbringen. Aber meine Mutti sah das nicht gern. Sie hatte wohl Angst um mich. Ich sollte lieber daheim bleiben.

Die Zöpfe waren immer nass

Doch mich zog es ins Freibad. Also ließ ich mir trotz Verbot etwas einfallen. Wenn Mutti als Aufwartefrau (Haushaltshilfe) arbeitete, habe ich oft heimlich mein Badezeug geschnappt und aus dem Fenster geworfen. Dann bin ich hinterher gesprungen. Wir wohnten ja im Erdgeschoss. Mein Ziel war das Freibad. Einmal, ich saß gerade am Rand des Schwimmbeckens und ließ meine Füße im Wasser baumeln, kam ein junger Mann mit einem Schlauchboot angepaddelt und forderte mich auf, einzusteigen. „Na Kleene, willst du mitfahren?“, fragte er. Ich wollte und setzte mich auf den Rand des Bootes. Das Schlauchboot

hatte keinen Boden. Ich tauchte einfach ab. Der junge Mann bekam einen großen Schreck und sprang hinterher. Er dachte, ich könnte nicht schwimmen und würde untergehen. Dabei hatte ich mir nur einen Scherz erlaubt. Ja, ich war eine ganz schön freche Nudel. Das war ein kurzer Schlauchboot-Trip. Nun waren meine langen Zöpfe klatschnass. Sie wurden so schnell nicht wieder trocken. Also rannte ich wie eine Wilde um das Becken herum, damit meine Haare in der Luft schnell trockneten und Mutti, wenn sie von Arbeit kam, nicht merkte, dass ich im Schwimmbad gewesen war.

Nach den Sommerferien, als die Schule wieder begann, stellte sich der junge Mann mit dem Schlauchboot als mein neuer Klassenlehrer vor. Er begrüßte die ganze Klasse und erklärte: *„Eine von euch kenne ich ja schon aus dem Freibad.“* Da haben die anderen Schüler gestaunt. Herr Zappel war ein guter Lehrer, ich mochte ihn gern. Wir haben mit ihm viele Wanderungen und Ausflüge gemeinsam als Klasse unternommen, sind zum Beispiel nach Oberwiesenthal oder zur Talsperre Kriebstein gefahren.

Umzug nach Schneeberg

1948 bat Opa Max meine Mutti, zu ihm nach Schneeberg zu ziehen. Er brauchte die Hilfe seiner Tochter. Doch so einfach genehmigten die Behörden den Umzug nicht. Mein Vati, endlich daheim, benötigte eine Zuzugsgenehmigung. Um sie zu erhalten, musste er sich verpflichten,

bei der Wismut AG zu arbeiten. Immerhin verdiente er dort gutes Geld und erhielt höhere Lebensmittelrationen. Wir zogen also um und fühlten uns in Opas Haus sehr wohl. Leider war Oma bereits verstorben.

Uns ging es nun wirtschaftlich besser. So konnten wir auch jeden Monat unsere Brotmarkenschulden an die Bäckersfrau abbezahlen. Das war meinen Eltern wichtig. Mutti hatte auch eine Stelle als Reinigungskraft im Krankenhaus gefunden.

Mir fiel der Schulwechsel nicht schwer. In der neuen Klasse lernte ich gleich Erika kennen. Da ich ein Büchlein vom Einmaleins doppelt hatte, schenkte ich es ihr. Ich besuchte auch noch oft meine Freundinnen in Ehrenfriedersdorf. Dazu fuhr ich allein mit der Bahn hin.

Eines Tages lernte ich bei der Rückfahrt, beim Umsteigen in Meinersdorf, am Bahnsteig Frau Baier kennen, mit der ich mich gut unterhielt. Sie hatte Verwandte in Ehrenfriedersdorf. Von unseren ehemaligen Wirtsleuten hatte ich Äpfel und Birnen bekommen, die ich im Koffer transportierte. Davon gab ich Frau Baier etwas ab.

Es stellte sich heraus, dass Frau Baier meine Handarbeitslehrerin werden sollte. Ich hatte sie, wie Herrn Zappel, auf ungewöhnliche Weise kennengelernt. Wir verstanden uns gut, denn Handarbeit mochte ich gern. Später unterrichtete diese Lehrerin sogar unsere Kinder.

Konfirmation mit schwarzen Haarschleifen

1950 kam ich aus der Schule und hatte Konfirmation. Kurz zuvor war mein lieber Papa, wohl durch die Folgen eines Arbeitsunfalls, unerwartet gestorben. Er war nur 54 Jahre alt geworden. Ich war sehr traurig. Auch meine Freundin Erika teilte dieses Schicksal. Ihr Vater war nach der Kriegsgefangenschaft ins Zuchthaus „Gelbes Elend“ nach Bautzen gekommen. Es war zu dieser Zeit ein Speziallager der Sowjets. Erikas Vater war dort inhaftiert worden und durch die katastrophalen Bedingungen, unter denen die Häftlinge dort hausten, umgekommen.

Erika und ich trösteten uns gegenseitig und gaben uns Halt in dieser schweren Zeit. Zur Konfirmation trugen wir beide schwarze Schleifen im Haar als Zeichen der Trauer um unsere Väter.

Mein Vater hatte mir auf seine Wismut-Zusatzkarte noch für meine Feier eine Garnitur Unterwäsche und Stoffschuhe besorgen können. Das waren damals Raritäten. Von der Bäckersfrau, der Freundin meiner Mutti, bekamen wir den Rest unserer Brotmarkenschulden erlassen. Noch ein guter Zentner wäre zu begleichen gewesen. Wie waren wir erleichtert! Hatten wir doch nun keine Schulden mehr und konnten unser Brot ab sofort selbst verbrauchen. Ich habe mich damals sehr über den Brotmarkenschulden-Erlass gefreut. Es war ein ungewöhnliches Geschenk zu meiner Konfirmation, wofür wir alle sehr dankbar waren. Wer

noch niemals in seinem Leben gehungert hat, kann dies gar nicht nachvollziehen.

Opa Max konnte leider auch nicht mehr meine Konfirmation erleben. Er war schon bald, nachdem wir umgezogen waren, gestorben. Da wir kein Geld hatten, um Muttis Brüder auszubezahlen, wurde Opas Haus verkauft und der Erlös, also das Erbe, aufgeteilt. In Opas Haus zog eine Familie ein, die vorher in Oberschlema gewohnt hatte und deren Haus dem Uranbergbau weichen musste.

Wir zogen in eine neue Wohnung nach Schlema um und konnten sie vom Erbe des Opas auch einrichten. Ich beschloss, nach der Schule Näherin zu werden. Danach wurde ich Krankenschwester und qualifizierte mich zur Stationsschwester. Ich heiratete und zog mit meinem Mann drei Söhne groß.

Ich arbeitete 45 Jahre lang im Sanatorium der IG Wismut Schlema im Schichtbetrieb, bis es leider nach der Wende aufgelöst wurde. Das hatte ich mir nie vorstellen können. Doch ich fand nach kurzer Arbeitslosigkeit eine neue Beschäftigung.

Heute bekommen mein Mann Klaus und ich schon lange Rente und genießen unseren kleinen Garten. Wir sind gemeinsam nach der Wende viel verreist. Das geht heute leider nicht mehr. Wir sind trotzdem zufrieden.

Mit meiner Freundin Erika habe ich immer noch Verbindung und wir telefonieren und treffen uns ab und zu.



Waltraude mit Klaus

Wunsch

Ich hoffe, dass die Menschheit endlich vernünftig wird und Frieden schließt. Niemand kann nach dem Tod etwas mitnehmen, egal ob er zu Lebzeiten viel oder wenig Geld besessen hat. Auch wünsche ich mir, dass meine Söhne, Enkelkinder und Urenkel nie einen Krieg erleben müssen. Was haben wir Kriegskinder nicht alles durchgemacht, was mussten wir alles entbehren! Weiter wünsche ich mir mehr Gesundheit für meinen Mann und mich, damit wir noch lange gemeinsam in unserem kleinen ausgebauten Häuschen leben können.

Ernst, Jahrgang 1931, wurde in Pommern in der Stadt Stolp (Słupsk) geboren und lebt heute in Zschorlau. Schon früh verlor er seinen Vater und lernte Not, Sorge und Verspottung kennen.

Er musste als Junge in die Klosterschule und später zu Pflegeeltern. Viele Jahre war er auf sich allein gestellt und schöpfte Kraft aus seinem tiefen Glauben. Mit Episoden aus seinem Leben will er dazu ermutigen, sich niemals aufzugeben und im Herzen den Glauben an das Gute zu bewahren.

Als Junge auf sich allein gestellt

Wir waren nach Vaters Tod bettelarm

Als ich zwei Jahre alt war, starb mein Vater an einer doppelten Lungen- und Rippenfellentzündung. Er war damals 63 Jahre alt, arbeitete als Baugeschäftsführer und lebte mit meiner Mutter in Lebensgemeinschaft. Sie hatten zusammen drei Kinder. Ich war der Jüngste.

Nach dem Tod meines Vaters bekam meine Mutter, weil sie nicht verheiratet war, nur 50 Mark Rente von ihrem ersten Mann, der schon nach fünf Jahren Ehe gestorben war. Mein Vater war katholisch und wollte sich deshalb von seiner ersten Frau trotz großer Enttäuschung nicht scheiden lassen.

Wir waren nach Vaters Tod auf einmal bettelarm und wurden dazu noch als Bastarde betitelt. Denn damals galten außereheliche Kinder als eine große Schande.

So lernten meine Geschwister und ich schon zeitig Not, Sorge und Verspottung kennen. Letzteres erfolgte auch aufgrund unseres Glaubens. Denn wir waren, obwohl Mutter evangelisch war, katholisch getauft worden.

Nach dem Tod meines Vaters bekamen wir einen Studienrat als Vormund. Jedes Jahr zu Weihnachten schenkte er uns Kindern je eine große Tüte voller Pfeffernüsse und drei Taschentücher.

Mit 6 Jahren kam ich in die Volksschule. Wir mussten einen Schulweg von einer Stunde zurücklegen. Ich erinnere mich, dass zeitweilig Strom und Gas abgeklemmt wurden, weil Mutter die Rechnungen nicht mehr bezahlen konnte.

Abschied von meiner Schwester

Meine Schwester Elisabeth erhielt durch die Kinderlandverschickung einen Platz. Das kinderlose Ehepaar wollte sie dann in Pflege nehmen. Mutter sagte zu. Für mich war das der erste schmerzliche Abschied. Kurze Zeit später mussten wir aus unserem Haus mit Garten in eine kleine Wohnung umziehen, wo das Wasser aus einem anderen Gebäude geholt wurde. Dafür war unser Schulweg bedeutend kürzer geworden.

Mein Bruder Hans angelte und trug damit zu unserem Mittagstisch bei. Im nahe gelegenen Sportzentrum verdienten wir uns durch das Aufsammeln der Tennisbälle 50 Pfennige dazu und waren ganz stolz, wenn wir das Geld unserer Mutter überreichen konnten.

Mutter hatte bei einem Zeitungshändler und Inhaber einer Druckerei eine Anstellung für einige Stunden gefunden.

Zum Glück erhöhte man die Rente auf 100 Mark. So verbesserte sich unsere Lebenslage. Doch als der Zweite Weltkrieg begann, reichten die Krankenhäuser für die Verletzten nicht mehr aus. In der Schule wurde ein Lazarett eingerichtet. Wir mussten eine andere Schule besuchen.



Ernst mit Mutter und Bruder Hans

Einzug in die Klosterschule

Ende 1939 wurde meine Mutter dienstverpflichtet. Sie musste Vollzeit auf dem Wirtschaftsamt arbeiten und war nun nicht mehr in der Lage, uns zu beaufsichtigen. Hilfe kam vom katholischen Pfarrer. Wir sollten in eine private Klosterschule nach Grünhoff (Święciechowo). Dort befand sich das Internat und Kinderheim St. Aloysius-Stift.

Per Zug und Postauto fuhren wir am 31. Dezember 1939 ins Kloster. Ich weiß noch, wie wir vor der Eingangstür standen und die Glocke zogen. Eine Nonne führte uns in den Empfangsraum. Dann kam die Schwester Oberin und

teilte uns die Verhaltensregeln mit. Mir wurde nun der Ernst des Lebens bewusst. Denn wir wurden in die Abteilung der Oberknaben geführt und von der Mutter getrennt.

Vor lauter Traurigkeit schmeckte mir kein Essen mehr und ich fand keinen Schlaf. Am nächsten Morgen durften wir unsere Mutter noch zur Bushaltestelle begleiten. Es war nicht der letzte schwere Abschied, den ich erleben musste. Meine Augen waren vom Weinen ganz geschwollen. Ich konnte fast nichts mehr sehen.

Erst nach einigen Tagen hatte ich mich etwas beruhigt. Mein vier Jahre älterer Bruder Hans tröstete mich und ließ sich sein Heimweh nicht so anmerken. Bloß gut, dass ich meinen Bruder hatte. Mutter musste für unseren Aufenthalt 60 Mark im Monat bezahlen.

Strenger Alltag

Der Alltag in der Klosterschule war streng durchgetaktet. Am Bett hatten wir eine Klappe, die abends heruntergelassen wurde. Darauf mussten wir ganz exakt unsere Kleidung ablegen. Nach dem Waschen und Anziehen verrichteten wir das Morgengebet kniend am Bett.

Zwischen den Bettreihen waren hohe Bretter angebracht, sodass wir unsere Nachbarn nicht sehen konnten. Verboten war es, auf das Bett zu steigen und miteinander zu reden.

Im Gruppenzimmer sammelten wir uns und gingen zur Frühmesse in die rund 100 Meter entfernte Kirche. Im Winter ging es in die Hauskapelle. Das Frühstück begann mit einem Tischgebet und der Tischdienst stellte eine Schüssel mit warmem Wasser auf jeden Tisch, an dem je vier Schüler saßen. Für jeden gab es einen Tischkasten. Das war ein im Tisch integrierter Schubkasten, in dem wir Tasse, Teller und Besteck verstauten. Man musste sein eigenes Geschirr abwaschen und wegräumen.

Um 8 Uhr begann der Unterricht in der Schule mit einem Gebet. Die Lehrer waren liebevoll, verlangten aber sehr viel von uns. Am Tag hatten wir nur zwei Stunden Freizeit. Nachmittags gab es eine Marmeladen- oder Butterschnitte, sonntags Kuchen. Danach erledigten wir die Hausaufgaben. Alle Unternehmungen wurden mit der Gruppe durchgeführt. Oft gingen wir spazieren, sammelten Pilze, Tee, Blaubeeren oder Hagebutten und spielten auch zusammen.

Nach dem Abendbrot ging es zur Abendandacht. Wir lernten Lieder und Litaneien in lateinischer Sprache und die ganze heilige Messe auswendig. Mir fiel dies nicht schwer. So reifte in mir der Wunsch, Pfarrer oder Missionar zu werden.

Es waren auch Mädchen in der Klosterschule. Sie hatten ein eigenes Gebäude und wir sahen sie im Unterricht oder in der Kirche. Mit meinem Freund Hubert ging ich stundenlang spazieren und wir beteten dabei den Rosenkranz,

sprachen also kein Wort. In den Schulferien oder zu Feiertagen konnten wir nach Hause fahren. Mit dem Pferdewagen ging es zum Bahnhof nach Regenwalde (Resko). Die Fahrkarten mussten wir selbst lösen und jeder fuhr in eine andere Richtung heim. Mutter war inzwischen wieder in eine schönere Wohnung gezogen. Von ihr Abschied zu nehmen, fiel mir immer noch sehr schwer.

Weihnachten 1941 kam auch meine Schwester nach Hause. Sie wirkte sehr ausgeglichen. Die Zeit des Beisammenseins genoss ich sehr. Mein Bruder war allerdings in der Klosterschule geblieben, weil er mit seinen Freunden feiern wollte. Ostern kam er aus der Schule und kehrte heim, um Uhrmacher und Feinmechaniker zu werden. Ich war nun allein in der Klosterschule, hatte aber einige Freunde.



Ernst (v. Mitte) mit Hans (h. Mitte)
in der Klosterschule mit Freunden

Mutter muss ins Zuchthaus

Dann folgte ein tiefgreifender Einschnitt in meinem Leben. Meine Mutter war verhaftet und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Ihr Vergehen war, dass sie aus Mitleid Lungenkranken zusätzliche Buttermarken gegeben hatte und beim Bearbeiten der Bezugsscheine sehr großzügig gewesen war. Jemand hatte sie verraten. Zu Pfingsten durfte ich sie nicht einmal in der Untersuchungshaft besuchen, obwohl sich der Hauswirt sehr für eine Besuchserlaubnis eingesetzt hatte. Mein Bruder musste seine Lehre als Uhrmacher abbrechen und ging auf eine Landeskulturbauschule.

Hiebe mit dem Rohrstock

Anfang 1942 beschlagnahmten die Nazis das Kloster und richteten einen Teil für die Unterbringung geistig behinderter Kinder ein. Da meine Mutti für die Privatschule kein Geld mehr aufbringen konnte, wurde ich bei den geistig behinderten Kindern untergebracht. Meine Freunde sah ich nur noch im Unterricht. Ich konnte das alles nicht begreifen.

Wir durften unserer Mutter nur einmal im Vierteljahr einen Brief schreiben. Was ich damals als Kind durchgemacht habe, kann ich nicht in Worten wiedergeben. Ich fragte mich, warum mich der liebe Gott nicht mehr lieb hatte.

Ab sofort durfte ich nur noch sonntags und nicht ohne vorherige Genehmigung in die Kirche gehen. Obwohl ich ansonsten gehorsam war, übertrat ich dieses Verbot bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Wenn ich erwischt wurde, setzte es mit dem Rohrstock Hiebe. Der Heimleiter sagte dabei, dass er es schon noch schaffen würde, mich von meinem Glauben abzubringen, um aus mir einen Nazi zu machen. Er sollte nicht Recht behalten.

Mittags mussten wir nun zwei Stunden lang den Kopf auf den Tisch legen. Gott sei Dank, so sage ich heute, hatte ich Schwester Käthe, die mir erlaubte, meinen Kopf hochzunehmen.

Doch die ganze Situation und die Unterbringung bei den geistig behinderten Kindern, ließ mich zum Bettnässer werden. Zur Strafe gab es nach der Bettenkontrolle jedes Mal fünf Schläge mit dem Rohrstock. Inbrünstig bat ich den lieben Gott um eine Wendung meiner Verhältnisse. Es war eine harte Zeit und ich hatte Angst, meinen Glauben zu verlieren.

Lichtblick

In den Sommerferien kam ein Lichtblick. Ich durfte zu meiner Schwester Elisabeth nach Schlesien fahren. Kurz zuvor hatte sie jedoch geschrieben, dass ihre Pflegeeltern dies nicht wünschten. Aber der Heimleiter schickte mich trotzdem auf die Reise. Zuerst verhielten sich die Pflegeel-

tern mir gegenüber sehr ablehnend. Doch weil ich hilfsbereit war, änderte sich das. Ich erlebte ein paar schöne Ferienwochen. Der Abschied von meiner Schwester fiel mir diesmal besonders schwer. Damals ahnte ich nicht, dass ich sie nie wiedersehen sollte.

Ich bekomme Pflegeeltern

Im Frühjahr 1943 wurde ich von einer Bauernfamilie aus Wangerin (Węgorzyno) aufgenommen. Der Mann war fast 70 Jahre und die Frau 53 Jahre alt. Sie hatten keine Kinder und wollten eigentlich einen 12-jährigen Buben haben. Ich war erst elfeinhalb Jahre, wollte aber keinesfalls zurück in das von den Nazis kontrollierte Heim.

Nun musste ich den Pflegeeltern beweisen, dass ich hart arbeiten konnte. Nach der Schule ging es aufs Feld. Ich lernte alles, was in der Landwirtschaft zu tun war. Erst spät abends hatte ich Zeit für die Hausaufgaben. Oft bin ich darüber vor Müdigkeit eingeschlafen. Ich wurde nicht geschlagen, doch ein liebes Wort oder eine gute Geste habe ich in dieser Zeit nicht erhalten.

Der Pflegevater stirbt

Im Januar 1944 erkrankte mein Pflegevater Karl schwer. Er bat mich die Schiefertafel zu bringen, um das Testament zu entwerfen. Er brachte es zu Papier und ich sollte drei Zeugen holen, die alle ihre Unterschrift unter das Testa-

ment setzten. Am 12. März starb der Bauer und wurde in meinem Zimmer aufgebahrt. Ich musste dann für drei Nächte in dem Bett schlafen, wo mein Pflegevater gestorben war. Da fand ich keinen Schlaf. Mit 13 Jahren musste ich nun die ganze Wirtschaft übernehmen. Waren notwendige Arbeiten zu erledigen, konnte ich nicht in die Schule gehen.

Ich hatte keine Freizeit mehr. Früh waren die Pferde und Kühe zu füttern. Meine Pflegemutter Marie übernahm das Melken und das Füttern der Schweine und des Kleinviehs. Aus dem Lager für Ostarbeiter musste ich zur Erntezeit die Frauen mit dem Gespann abholen und abends wieder zurückbringen. Da es im Ort keine katholische Kirche gab, konnte ich keinen Gottesdienst besuchen.

Mit dem Wagen in den Graben

Ab Januar 1945 kamen immer mehr Flüchtlinge. Haus und Ställe waren dadurch immer überfüllt. Im März war die Front so nahe herangerückt, dass wir einen Leiterwagen mit Futter für die Pferde, Kleidung, Betten, Wäsche und Verpflegung packten. Zuvor hatten wir noch geschlachtet, sodass wir Wurst und Fleisch mitnehmen konnten. Es fiel mir schwer, meine Lieblingstauben zurückzulassen. Wir reihten uns in den Flüchtlingstreck ein und hörten das Donnern der Geschütze. Was sollte die Zukunft bringen? Wir hatten Angst.

Am zweiten Tag rutschte durch die Eisglätte unser Wagen

auch noch in den Straßengraben. Wir bekamen ihn mit eigener Kraft nicht mehr heraus. Wagen an Wagen zog vorbei. Keiner half uns. Jeder hatte mit sich zu tun. Ich lief ins nächste Dorf und fand nach langem Suchen noch einen deutschen Offizier und sechs Soldaten. Sie halfen uns aus dem Graben. Wir bedankten uns mit einer großen Wurst für jeden der Helfer herzlich.

Wir schafften den Anschluss an den Treck und trafen dann auf eine Panzerspitze der Roten Armee. Wir sollten umkehren, aber übernachteten in einer Scheune. Hier drangen in der Nacht sowjetische Soldaten ein und vergewaltigten Frauen und Mädchen.

Am nächsten Morgen nahmen uns die Sowjets unsere Pferde weg. Nun mussten wir zu Fuß zurück und alles stehen und liegen lassen. Wir hatten nicht einmal einen Rucksack. Nur eine große Wurst steckte ich mir unter den Mantel. Unterwegs trafen wir auf einen Nachschub der Roten Armee. Wir Kinder wurden zur Gulaschkanone gerufen, um Essen zu holen. Wir trauten uns zuerst nicht. Denn wir hatten Angst, vergiftet zu werden. So kosteten die Soldaten das Essen vor unseren Augen. Dann griffen wir zu.

Die Zähne klapperten vor Kälte

Nach zwei weiteren strapaziösen Tagen kamen wir wieder auf unserem Bauernhof an. Fast alles war zerstört. Wir

konnten hier nicht bleiben und versuchten, das nächste Dorf zu erreichen. Unter freiem Himmel und in eine Decke gehüllt, übernachteten wir im Gebüsch. Wir waren rund 30 Leute, darunter auch Kleinstkinder. Wir konnten kaum schlafen, denn die Zähne klapperten vor Kälte. Mit einem älteren Mann ging ich ins nächste Dorf.

Als wir das erste Bauerngehöft betraten, fingen die Kühe an zu brüllen. Sie wollten gemolken werden. Wir steckten ihnen Heu auf und holten die anderen Leute nach. Es gab nach dem Tränken und Melken heiße Milch zu trinken, denn die Frauen hatten ein Feuer gemacht. Die Wärme tat uns allen gut. Wir blieben einige Wochen im Dorf und versorgten uns selbst. Im Feldbackofen wurde sogar Brot gebacken.

Durch ein Wunder lebe ich heute noch

An einem Tag, wir waren gerade an der Miete (Zwischenlager am Feldrand) beim Abputzen der Futterrüben, kam eine Kutsche mit sowjetischen Soldaten angefahren. Da der Schäferhund neben uns saß, bat mich der Besitzer den Hund an die Kette zu hängen. In der ganzen Aufregung hatte ich das Messer zum Rübenputzen mitgenommen.

Plötzlich hörte ich hinter mir einen Schuss. Ich drehte mich um und ein Soldat hielt mir die Pistole an die Schläfe und drückte ab. Die Pistole versagte wie durch ein Wunder, obwohl er zuvor in die Luft geschossen hatte. Er

schrie mich an: „*Du deutscher Partisan!*“ Dann setzte er nochmals die Pistole in meinem Genick an und drückte ab. Wiederum versagte die Pistole. Für mich ist und bleibt dies bis heute das größte Wunder.

Vor lauter Todesangst brach ich zusammen. Erst nach einiger Zeit kam ich wieder zur Besinnung. Ich war erst einmal nicht mehr ansprechbar. Der Schreck saß mir noch lange in den Gliedern. Doch wir jungen Leute wurden bald geholt, um Kühe nach Russland zu treiben. Uns gelang zum Glück im Wald die Flucht und wir kehrten wieder ins Dorf zurück. Täglich wurden nun Frauen und Mädchen von sowjetischen Soldaten belästigt, obwohl wir uns wechselnde Verstecke aussuchten.

Unser Wohnhaus war abgebrannt

Deshalb beschlossen wir, wieder nach Wangerin zurückzugehen. Unser Wohnhaus und ein Teil des Stalls waren dort abgebrannt. Eine Kuh lag tot auf dem Misthaufen. Die Sau mit den Ferkeln fanden wir leblos im Stall. Im großen Kartoffelkeller lebte noch ein Schwein, was sich ein Bein gebrochen hatte. Wir schlachteten es gleich im Keller. Aber zu meiner großen Freude saßen auch zwei meiner geliebten Tauben auf den Ruinen.

Wir bestellten nun jeden Tag die Felder. Es war noch Zeit zum Kartoffeln legen. Der Stellmachermeister und seine Frau waren nicht geflüchtet und erzählten uns von den Er-

eignissen. Es war nichts Gutes. Sie waren schon alt und wollten ihre Heimat nicht verlassen. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich bis heute nicht.

Zusammenhalt wie Pech und Schwefel

Unsere 30 Leute hielten wie Pech und Schwefel zusammen. Nachdem wir uns in der russischen Kommandantur gemeldet hatten, bekamen wir Brotmarken, die mit Schreibmaschine geschrieben waren. Kartoffeln gab es noch genug. Im Keller einer abgebrannten Drogerie fanden wir einen Sack Salz und Seifenstein. Zusammen mit Knochen wurde daraus Seife gekocht. Da noch genug Vieh herumlief, fingen wir es ein und versorgten uns mit Milch, Butter und Fleisch selbst.

Wir mussten die Heimat verlassen

Doch im Juni 1945 teilten uns die polnischen Behörden mit, dass wir in den nächsten Tagen die Heimat verlassen müssen. Wir luden schweren Herzens unsere wenigen Sachen auf einen Handwagen. Unterwegs übernachteten wir oft unter freiem Himmel und ernährten uns von Mehlsuppen mit etwas Talg. Wir aßen auch unreifes Obst von Straßenbäumen.

Um kochen zu können, suchten wir Steine für eine Feuerstelle, sammelten Holz und holten Wasser aus einem Bach. Wir tranken vor Durst sogar Wasser aus der Oder, obwohl darauf tote Tiere schwammen. Da wir von sowje-

tischen Soldatinnen ausgeplündert wurden, blieb mir am Ende nur noch die Kleidung am Leib und eine Wolldecke.

Ein Festessen

Über eine Notbrücke überquerten wir die Oder bei Stettin. Es war kaum zu glauben. Es gab Leute, die so kaltherzig waren und uns Flüchtlinge nicht einmal für eine Nacht in der Scheune schlafen ließen. Als wir durch Pasewalk zogen, entdeckte ich meine ehemalige Lehrerin. Die Freude war grenzenlos. Sie sagte uns, wo wir Brot erhalten können.

Mit dem Güterzug ging es nach Neubrandenburg, dann liefen wir nach Altentreptow. Als wir die Kirchenglocken hörten, blieben wir vor Ehrfurcht stehen. Uns traten Tränen in die Augen. Hier wurden wir ganz herzlich aufgenommen. In der Gaststätte am Markt bekamen alle Schnitzel, Kartoffeln und Gemüse. Auf dem Heuboden konnten wir übernachten und waren glücklich.

Mitte Juli 1945 erhielten meine Pflegemutter und ich in dem kleinen Dorf Gnevkow ein Zimmer bei der Hebamme zugewiesen. Endlich konnten wir uns mal wieder richtig waschen. Wir bekamen jeden Tag einen halben Liter Magermilch und in der Woche 100 Gramm Butter. Der Bürgermeister war selbst ein Vertriebener und konnte gut organisieren. Ab und zu erwischten wir auch ein Brot in einer Bäckerei außerhalb des Ortes.

Mit 35 Familien im Gutshaus

Dann bekamen wir auf dem Gutshof ein kleines Zimmer. Im Gutshaus wohnten 35 Familien. Auch jeder Kellerraum war bewohnt. Es gab eine Küche mit zwei gemauerten Herden. Wir kochten immer zum Schluss, da wir den Familien mit Kindern den Vorrang ließen.

Einen Kochtopf hatten wir zum Glück mitgebracht. Nach langer Suche fand sich eine Bratpfanne in einem alten Bahnhofsgebäude. Wir hatten nur die Kleidungsstücke, die wir auf dem Leib trugen. Wenn wir diese wuschen oder im Backofen entlausten, mussten wir unter die Decke schlüpfen. Meine Schuhe waren niedergelaufen und drückten, sodass ich sie nicht mehr tragen konnte.

Ein Vertriebener, der Holzschuhe herstellte, half mir. Für die Oberteile verwendete er Lederreste und sogar alte Fahrradreifen. Meine Strümpfe waren aus dem Sackgarn der Zuckersäcke gestrickt.

Landarbeiter

Im Herbst 1946 war ich 15 Jahre alt geworden und nahm eine Stelle als Landarbeiter an. Die Frau war sehr geizig. Der Bauer aber war gutmütig und hatte schon im Ersten Weltkrieg eine schwere Verwundung am Kiefer erlitten. Ich musste von 5.30 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit für 30 Mark im Monat arbeiten.

Noch vor dem Frühstück wurde das Vieh versorgt. Das Essen war reichlich und gut. Nach getaner Arbeit schafften wir im Sommer auch noch Grünfutter für die Pferde und Kühe heran.

Da wir wussten, dass die Menschen in den Städten hungerten, kam es vor, dass auch nachts ein paar Stunden gedroschen wurde, um das Getreide am Morgen in der nächsten Stadt abzuliefern.

Ich freute mich auf Weihnachten 1946. Die Bäuerin hatte mir ein paar Schafwollsocken versprochen. Sie strickte auch fleißig. Doch die Enttäuschung war Heiligabend groß. Ich erhielt nur Geld, keine Strümpfe. Es gab kein liebes Wort.

Im Stall hatte ich für die Pferde und Kühe ein besonderes Futter zubereitet. Ich setzte mich zu den Tieren und sang unter Tränen Weihnachtslieder. Ich wünsche keinem Menschen, dass er sich so ungeliebt fühlt, wie ich damals.

Doch dann stand ich auf, verkleidete mich notdürftig als Weihnachtsmann mit Holzschuhen an den Füßen und ging bei den Einheimischen nach Pfeffernüssen betteln.

Damit machte ich Kindern, die nichts hatten, eine Freude. Niemals werde ich die leuchtenden Kinderaugen vergessen. In dieser schweren Zeit halfen wir Vertriebenen uns gegenseitig.

Keine Schuhe und Socken

1947 hatte ich vom zeitigen Frühjahr an nichts an den Füßen. Von der Rapsernte waren meine Füße völlig zerstochen. Im Spätherbst, die Erde war morgens schon gefroren, besaß ich immer noch keine Schuhe. Schnell zog ich mit dem Pflug eine Furche, damit ich meine Füße etwas wärmen konnte. Die Bauern, bei denen ich im Dienst war, hatten nichts übrig für mich. Dabei wäre es eine Kleinigkeit gewesen wäre, mir für ein paar Pfund Getreide oder einen Zentner Kartoffeln ordentliche Schuhe zu besorgen.

Es erbarmten sich wieder Vertriebene und schenkten mir ein Paar Holzschuhe. Ich hatte ihnen dafür eine große Fuhre Holz gefahren. Meine Hose und meine alte Jacke bestanden nur noch aus Flickern. Ich ging über die Felder, weil ich mich schämte, so im Dorf herumzulaufen.

Die Ernte war 1948 so gut, dass die Säcke nicht ausreichten. Deshalb wurden immer 75 Kilo abgesackt. Ich war kräftig und schaffte es, die schweren Säcke auf den Heuboden zu tragen.

Auf ins Erzgebirge

Da ich immer noch von der Bäuerin keine Kleidung bekam, entschloss ich mich in der Landwirtschaft aufzuhören und mit einem Bekannten nach Zschorlau zu fahren. Dort wurden Arbeiter in der Wolframitgrube gesucht.

An meinem 17. Geburtstag – ein Sonntag – kündigte ich beim Bauern. Als ich ihm den Grund nannte, nahm er es mir nicht übel. Denn er wusste, dass seine Frau nicht bereit war, mich einzukleiden. Der Abschied fiel mir diesmal überhaupt nicht schwer.

Am 19. August fuhr ich mit geborgten Schuhen und einem „Sackanzug“, den mir der Bürgermeister besorgt hatte, nach Aue. Die Einweisung für die Arbeit erfolgte in der Thomas-Mann-Straße. Dort war ein großes Haus für die Bergarbeiter eingerichtet worden. Als ich mich beim Betriebsleiter vorstellte, sagte er mir, dass ich 18 Jahre alt sein müsse, damit ich einfahren kann. Auf mein Bitten hin wurde ich doch als Fördermann eingestellt.

Ich bekam ein Paar Holzschuhe, ein Paar Fußlappen einen Gummianzug und einen Lederhelm überreicht. In dieser Zeit fuhren wir noch mit Karbidlampen ein. Fiel ein Tropfen Wasser auf die Flamme, erlosch sie. Ich verdiente nun rund 350 Mark im Monat im Zweischichtsystem. Obwohl ich einen langen Arbeitsweg hatte, fühlte ich mich glücklich. Da ich meine Holzschuhe auch untertage trug, waren sie schnell abgelaufen.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich mit Herzklopfen den Obersteiger bat, mir ein Paar neue Holzschuhe ausschreiben zu lassen. Er hatte Verständnis. Aber nach vier Wochen waren sie wieder abgelaufen. Und ich wagte nicht, ihn schon wieder nach Schuhen zu fragen. Als ich dies un-

serem Schuster auf dem Schacht erzählte, hatte er Mitleid. Er gab mir ein Paar reparierte Holzschuhe. Ich freute mich riesig und habe ihm diese gute Tat nie vergessen.

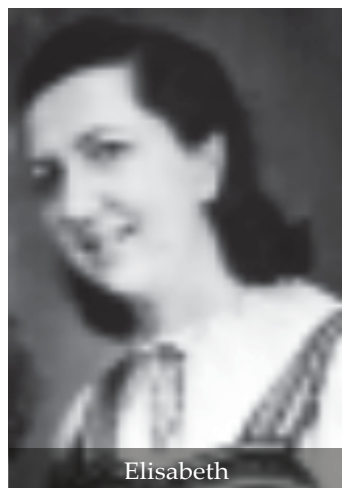
Nachricht von Mutter

Ich hatte mich zum Hauer qualifiziert und kaufte mir auf dem Schwarzmarkt in Aue von meinem ersten ersparten Geld Lederschuhe für 300 Mark. Es waren hohe Schuhe, die ich auch bei der Arbeit trug. Nun konnte ich mich wenigstens sonntags in der Stadt sehen lassen. Ich setzte mich auf eine Bank in den Parkanlagen und musste die Hosen weit nach unten ziehen, da ich immer noch keine Strümpfe hatte. Nach und nach kaufte ich mir neue Sachen, auch Strümpfe. Weihnachten 1948 fuhr ich gut eingekleidet nach Gnevkow in den Urlaub.

Dort besuchte ich meine Pflegemutter, die aber später in den Westen zog. Als ich wieder in Aue ankam, hatte ich einen Brief von meiner lieben Mutter und einen von meinem Bruder Hans im Briefkasten. Die Freude, die ich in diesem Augenblick empfand, ist nicht zu beschreiben.

Meine Anfrage beim DRK-Suchdienst München war erfolgreich gewesen. Meine Mutter schrieb, dass sie mich in Cottbus erwarte. Allerdings erfuhr ich auch eine sehr traurige Nachricht. Am 31. Mai 1947 war meine liebe Schwester Elisabeth in Cottbus leider an Tuberkulose verstorben. Sie war nur zwanzig Jahre alt geworden.

Ich war fix und fertig und weinte. An meine Mutter schrieb ich mit zittriger Hand, dass ich übernächsten Sonntag nach Cottbus kommen würde. Bei der Begrüßung konnten wir kein Wort sprechen. Nach sieben langen Jahren sahen wir uns endlich wieder und hielten uns in den Armen.



Die Freudentränen flossen und flossen. Meine Mutter hatte die frohe Botschaft, dass es mir gut ging, vom Suchdienst Heiligabend erhalten. Es war, wie sie sagte, ihr schönstes Weihnachtsgeschenk. Doch ich sah meiner Mutter die entbehrungsreichen Jahre an. Sie war gealtert.

In Cottbus bewohnte sie ein kleines Mansardenzimmer. Bis spät in die Nacht erzählten wir uns unserer Erlebnisse. So erfuhr ich, dass Mutter meine Schwester wiedergefunden und bis zum Tod gepflegt hatte. Dieser schwere Schicksalsschlag hatte sie sehr mitgenommen.

Dann fand Mutter meinen Bruder Hans wieder. Er war aus der Gefangenschaft zu einer Bauernfamilie ins Emsland entlassen worden.

Die Familie war mit 6 Kindern gesegnet. Sie behandelten Hans wie ihren eigenen Sohn.

Fehlschicht

Ich war froh, Mutter wiedergefunden zu haben. Um mit ihr mehr Zeit zu verbringen, fuhr ich einen Tag später als geplant nach Aue zurück. Nun musste ich dem Betriebsleiter meine Fehlschicht erklären.

Er stand auf und ging aus dem Zimmer. So sehr hatte ihn meine Erzählung berührt. Nach ein paar Minuten kam er wieder und sagte: *„Mach dir keine Gedanken. Du kannst gern einige Tage Resturlaub einreichen.“*

Diese Freundlichkeit habe ich ihm nie vergessen. 14 Tage später besuchte ich meine Mutter und wir hatten mehr Zeit für uns. Ich war dankbar und froh. Hatte ich doch meine Lieben wiedergefunden.

Ich machte mir nun zur Aufgabe, kranke Menschen zu besuchen, die keine Angehörigen mehr hatten und überraschte sie mit kleinen Geschenken.

Im Oktober 1949 kam endlich mein Bruder zu Besuch nach Cottbus. Nach 9 Jahren durften wir uns wieder in die Arme schließen. Zu dieser Zeit hatten wir auch im Schacht für gute Arbeitsleistung Anzugstoffe bekommen. Ich schenkte Hans einen davon und er ließ sich in Cottbus einen Anzug anfertigen.

Alle Sachen gestohlen

Doch als ich nach Aue zurückkehrte, hatte man bei mir und anderen eingebrochen. Alle meine Sachen waren geklaut worden. Alles, wofür ich hart gearbeitet hatte, war weg. Ich war am Ende.

Meine Kollegen sprachen mir Mut zu und ein Kumpel wollte mir helfen. Er hatte gerade eine Privatwohnung zugewiesen bekommen, um seine Familie nachholen zu können. Sein Vater überbrachte mir wenig später auch die Nachricht, dass im gleichen Haus eine Wohnung frei geworden war.

Am 1. 8. 1950 zog ich nach Zschorlau. Die Wirtsleute waren sehr gut zu mir und kochten mir jeden Sonntag Mittagessen. Abends stellten sie mir immer eine Schüssel mit Obst in mein Zimmer, das ich genüsslich verspeiste. Schon bald lernte ich auch die Tochter meiner Wirtsleute kennen und wir verliebten uns.

Verlobung und Heirat

Wir verlobten uns 1951, legten unseren Verdienst zusammen und kauften für unseren gemeinsamen Hausstand Anschaffungen. Die meisten Sachen gab es nur über Beziehungen. Wir sparten uns zudem die Fleischmarken für die Hochzeit ab. Ein halbes Jahr später heirateten wir und erhielten den Trausegen. Wir führten eine gute Ehe und bekamen ein Mädchen und einen Jungen.

Ich begann im Jahr 1952 ein Studium zum Lehrausbilder für Hauer und Zimmermänner und wechselte, als die Wolframitgrube stillgelegt wurde, in den Erzieherberuf. Später qualifizierte ich mich per Fernstudium zum Lehrer.

Wir nahmen auch später noch zwei Pflegekinder auf. Leider erkrankte meine Frau Ende der 90er Jahre schwer. Da sie sich zunächst noch einmal erholte, konnten wir unsere Goldene Hochzeit feiern.

Doch dann holte sie unser himmlischer Vater in die Ewigkeit und ich wurde mit 72 Jahren Witwer. Auch in dieser schweren Zeit half mir mein tiefer Glaube an Gott, der mich bis heute trägt und leitet. Unterstützung und Freude geben mir auch meine Kinder, 9 Enkel, 13 Urenkel und 4 (bald 5) Ururenkel.

Wunsch

Ich wünsche mir mit meiner Lebensgefährtin sowie der ganzen Familie noch viele schöne gemeinsame Jahre, die wir in Frieden, gegenseitiger Achtung und Zufriedenheit miteinander verbringen können. Ich wünsche mir, dass Familien fest zusammenhalten, Eltern ihre Kinder lieben und Kinder ihren Eltern dankbar sind.

Ich habe erst viel später erfahren, dass die Nazis geistig behinderte Kinder nicht nur, die im Kloster untergebracht waren, abholen lassen und umgebracht haben. Es ist un-

vorstellbar, was damals passiert ist und darf niemals vergessen werden.

Der Film „Nebel im August“ befasst sich mit der Thematik. Dieser bewegende Film sollte in höheren Schulklassen gezeigt werden.

(„Nebel im August“ ist ein deutsch-österreichischer Spielfilm des Regisseurs Kai Wessel nach dem gleichnamigen Roman von Robert Domes.) Er beruht auf Tatsachen. Ernst Lossa ist ein Sohn fahrender Händler. 1944 fällt der Junge, nur weil er seine Menschlichkeit bewahrt hat, dem Euthanasie-Programm der Nationalsozialisten zum Opfer.

Heute, wo Krieg in der Ukraine und im Nahen Osten herrscht, bete ich dafür, dass die Menschen endlich zur Besinnung kommen und Frieden stiften.

Ursula, Jahrgang 1924, hatte ein schweres Leben. Sie wurde nahe der Schneekoppe im Riesengebirge geboren und verlor zeitig ihre Mutter. Kurz nach der Geburt ihrer ersten Tochter Yvonne verunglückte ihr Mann tödlich und sie stand allein da. Trotzdem bewahrte sie sich ihre Lebensfreude. Tochter Karina möchte mit ihrer Geschichte die Erinnerung an ihre Mutti hochhalten und zeigen, dass es immer neue Wege gibt, auch wenn das Schicksal hart und entbehrungsreich ist.

Verzeihen beweist Charakterstärke

Bettla und Puzala

Die frühe Kindheit meiner Mutti Ursula, Ursel genannt, war glücklich. Sie hatte noch eine drei Jahre ältere Schwester Elisabeth, die Liesel gerufen wurde. Die Kinder wurden von ihrer Mutti liebevoll Bettla und Puzala genannt und spielten bei Familienfeiern oft das kleine Theaterstück „Vom armen Bettelmann“ vor.

Die kleine Ursel war immer der arme Bettelmann und nicht die schöne Prinzessin, was sie schon ärgerte. Ihre liebe Mutter, so nannten die Kinder ihre Mama, sang viel, war fröhlich und liebte Handarbeiten. So waren die Mädchen immer schick angezogen. Der Vater (Vatel) hieß Johannes und stammte aus dem schlesischen Grüssau, dem heutigen Krzeszów in Polen.



Ursula mit Schwester Elisabeth

Er war Webermeister und heiratete Martha. 1921 kam ihre erste Tochter Elisabeth zu Welt. 1924 wurde Ursula geboren. Wohl wegen der Arbeit zogen meine Großeltern mit ihren Kindern von der Familie weg, in das rund 80 Kilometer entfernte Gerlachsheim (Grabiszycze). Mein Opa arbeitete dort für den Schlossherrn. Doch bald traf die Familie ein schwerer Schicksalsschlag.



Einen Tag bevor Ursula acht Jahre alt wurde, verstarb ihre Mutter an einer schweren Lungenentzündung. Sie war nur 36 Jahre alt geworden. Damals kostete ein Arztbesuch viel Geld und so war der Doktor erst zu spät geholt worden. Er hatte nicht mehr helfen können. Nun stand mein Opa mit seinen zwei Töchtern allein da. Noch auf dem Sterbebett hatte ihn unsere Oma gebeten, eine Frau zu ehelichen, die lieb zu den Kindern sein sollte. Aber dieser Wunsch erfüllte sich nicht. Opa wurde bald über eine Be-

kannte ein kinderloses Fräulein vorgestellt. Die kleine Ursel fand sie zuerst nett. Doch als das Trauerjahr vorbei war und ihr Vater die junge Frau heiratete, entpuppte sich die 28-Jährige als sehr strenge Stiefmutter für die beiden Mädchen.

Eine Jungsunterhose zu Weihnachten

Noch vor dem Schulbeginn mussten nun die Stiefkinder im Haushalt viel mit anpacken. Auch bekam die kleine Ursel zu Weihnachten eine kratzige lange Jungsunterhose und einen Aufziehfrosch geschenkt. Dieses enttäuschende Ereignis vergaß Mutti nie und sie erzählte es uns Kindern immer wieder. So traurig hatte sie sich damals gefühlt. Die Stiefkinder durften nicht widersprechen, sonst setze es Schläge. Einmal hatte Ursel ihr Federkästchen verlegt. Da wurde sie von der Stiefmutter grün und blau geprügelt. Dieses Erlebnis brannte sich tief in das kleine Kinderherz ein. Zudem war es den Mädchen verboten, Bücher zu lesen. Sie sollten lieber arbeiten.

Als Ursel einmal im Sommer auf einer Bank saß und das Lied „Komm in meine Liebeslaube“ trällerte, erhielt sie von ihrer Stiefmutter eine schallende Ohrfeige. „*Da hast du deine Liebeslaube!*“, schrie die Stiefmutter sie böse an. Alle fünf Finger waren auf Ursels Wange zu sehen. Mein Opa nahm seine Töchter nicht in Schutz und so waren die Mädchen der Stiefmutter ausgeliefert. Sicher war sie auch damit überfordert, auf einmal zwei fremde Kinder erziehen

zu müssen. Ursel und Liesel litten jedenfalls sehr unter ihrer strengen Erziehung und den Schlägen. Sie hatten ja vorher eine sehr fürsorgliche und liebevolle Mutter. So fand ihre behütete Kindheit ein jähes Ende.

Immer und immer wieder musste die kleine Ursel zum Beispiel ihre Strümpfe stopfen. Immer und immer wieder wurde das Gestopfte aufgeschnitten, weil die Arbeit nicht sauber genug ausgeführt war und das Loch nahm immer größere Ausmaße an. Mit geflickten Sachen und barfuß wurde Ursel in die Schule geschickt.



Ursula in Gerlachsheim

Die guten Kleidungsstücke ihrer Schwester durfte Ursel nicht abtragen. Diese Sachen wurden zu Verwandten geschickt, die ebenfalls Kinder hatten. Auch gab es nur Speckfett aufs Schulbrot. Die Brote der Bauernkinder waren dagegen immer dick mit Wurst belegt. Ursel und Liesel wurden gekleidet und ernährt wie die armen Kinder der Tagelöhner, obwohl der Vater Webermeister war.

Um ein Haar ums Leben gekommen

Es ist nicht verwunderlich, dass Ursel und Liesel beizeiten aus ihrem Elternhaus „flüchteten“. Einen Beruf durften die Mädchen trotz guter schulischer Leistungen ja nicht erlernen. Mädchen hatten zu heiraten und Kinder zu bekommen. Für sie war kein Schulgeld vorhanden. So ein Denken herrschte damals noch in vielen Familien vor.

Mutti zog es weit weg von zu Hause. Sie arbeitete in Ruhland in einem Milchgeschäft und verdiente ihr eigenes Geld. Dort lernte sie Heinz kennen, der – wie es der Führer befohlen hatte – nach der Heirat mindestens vier Kinder mit ihr großziehen wollte.

Als Heinz zur Wehrmacht eingezogen wurde, beschloss Mutti im Milchgeschäft aufzuhören und sich als Funkerin ausbilden zu lassen. Von ihr haben meine Schwester und ich als Kinder unsere Namen in Morsezeichen gelernt.

In Potsdam war Mutti in einer Kaserne stationiert und fühlte sich sicher. Denn man erklärte, dass die Stadt aufgrund ihres hohen Kulturstatus mit Sanssouci nicht bombardiert werden würde. Doch es kam anders. Einmal besuchte sie ihr Vater. Gemeinsam schlenderten sie durch den Park.



Elisabeth und Ursula

Da gab es plötzlich Fliegeralarm und ihr Vater zitterte am ganzen Leib, weil er so etwas noch nicht in Gerlachsheim erlebt hatte. Mutti erzählte immer, dass vor einer Bombardierung „Tannenbäume“ als Markierungen den Himmel hell erleuchtet haben, die gespenstisch schön aussahen.

Mutti saß nun oft im Luftschutzbunker, wenn Alarm ausgelöst wurde. Doch da bisher große Bombardierungen ausgeblieben waren, hatte sie mit ihrer Freundin keine Lust mehr, ständig in den Luftschutzbunker zu flüchten. Beim nächsten Fliegeralarm versteckten sie sich einfach in ihren Schränken. Als alle im Bunker waren, beschlossen sie zu fliehen.

Schnell zogen sie Zivilkleidung an und packten ihre wenigen Habseligkeiten in ein Kofferchen. Dann schlugen sie sich durch bis zum Bahnhof. Sie waren dort noch nicht richtig angekommen, als ein Luftschutzwärter sie anschrte und in einen Bunker zerrte. Ihre Kofferchen mussten draußen bleiben.

Der Bunker war schon überfüllt. Die Bombeneinschläge nahmen kein Ende und das Kreischen, Flehen und Jammern im Keller auch nicht. Im Bunker schrien verzweifelte Kinder, Mütter und alte Leute. Alle hatten panische Angst. Es krachte und rumste so laut, dass Mutti sogar zu beten anfang.

Dann flog auch noch die Luftschutztür auf. Danach wurde es still. Der Angriff war vorbei.

Als Mutti mit ihrer Freundin den Bunker verlassen hatte, waren überall Bombenkrater zu sehen. Man sagte, auf dem Potsdamer Bahnhof wären mehrere Munitionszüge getroffen worden und dann nacheinander explodiert. Alles war in Schutt und Asche gelegt.

Mutti und ihre Freundin fanden draußen wie durch ein Wunder aber sogar ihre Köfferchen wieder. In Muttis steckte ein Granatsplitter, der das Köfferchen durchbohrt hatte. Ihre Sachen waren zerstört. In jedes Kleidungsstück war ein Loch gerissen worden.

Diesen Koffer hat Mutti viele Jahre noch aufgehoben. Nie konnte sie diesen schrecklichen Angriff vergessen. Mutti beschloss mit ihrer Freundin in die Kaserne zurückzukehren. Ein Zug fuhr im zerstörten Bahnhof sowieso nicht mehr.



Wie durch ein Wunder hatte Mutti mit ihrer Freundin und den Leuten im Luftschutzbunker das schwere Bombardement auf Potsdam vom 14. April 1945 überlebt. Die ganze Innenstadt war ein einziger Trümmerhaufen und viele Menschen waren umgekommen. Darunter waren auch sechzig Funkerinnen, die damals Dienst hatten und im Luftschutzkeller saßen. Nur der Mut zur Flucht hatte die beiden Mädchen gerettet. Sonst wären sie wohl auch mit umgekommen.

Doch die Mädchen waren sehr naiv, denn wenn eine Wachfrau sie bei ihrer Rückkehr nicht gedeckt hätte, wären sie standrechtlich erschossen worden. Sie hatten ja Fahnenflucht begangen und darauf stand die Todesstrafe. Zum Glück hatte die Wachfrau Verständnis und ein Herz und auch das Einsehen, dass der Krieg längst verloren war. Ihr Handeln hat beiden Mädchen das Leben gerettet.

Ein paar Tage später, als die sowjetische Armee näher rückte, verließen alle Überlebenden in Jeeps die Kaserne Richtung Westen. In der Nacht wurde gefahren, am Tag im Wald geschlafen.

Als sie sich einem Flüchtlingstreck Richtung Flensburg anschlossen, kamen englische Tiefflieger und schossen auf wehrlose Frauen, Kinder und alte Menschen, kurz auf alles, was sich bewegte. Die Menschen flüchteten immer in den Wiesengraben und legten sich auf den Boden. Trotzdem erwischte es viele Flüchtlinge. Die Menschen hatten nicht einmal Zeit, ihre toten Familienangehörigen zu begraben.

Auf der Flucht begegnete Mutti auch erstmals KZ-Häftlingen bei einem Todesmarsch, völlig abgemagerten Menschen in gestreiften Anzügen, die von SS-Männern mit Hunden angetrieben, geschlagen und bewacht wurden. Sie war völlig entsetzt, dass diese Menschen so bestialisch behandelt wurden. Diese Bilder bekam sie zeitlebens nicht mehr aus dem Kopf.

Mutti kam dann auch eine Weile in Kriegsgefangenschaft. Dort hatten sogar noch deutsche Offiziere das Sagen. Ende Mai 1945 feierte Mutti im Lager ihren 21. Geburtstag. Weil der Krieg zu Ende war, lachten und sangen sie. Doch dann wurde Mutti gerügt von einem deutschen Offizier: *„Der Führer ist noch nicht lange tot und ihr feiert schon wieder! Was für eine Schande!“* Diese Begebenheit hat sie mir oft erzählt. Zum Glück wurde Mutti bald wieder freigelassen und konnte ein neues Leben beginnen.

Das Leben musste weitergehen

Ob ihr Mann Heinz noch lebte oder in Kriegsgefangenschaft war, wusste Mutti nicht. Sie war nun völlig auf sich allein gestellt und begann in Hamburg in einer Pharmafabrik zu arbeiten, wo sie Arzneimittel einsortierte. Doch es herrschte eine fürchterliche Hungersnot. Sechs Scheiben Brot für den ganzen Tag waren ihre ganze Ration. So war Mutti nie satt und immerzu hungrig.

Sie bewohnte bei einem älteren Mann ein kleines Kämmerchen zur Untermiete. Der hatte einen Garten und kochte sich oft Gemüsesuppe. Doch der Mann war ein alter Geizknochen und gab nichts ab. Eines Tages konnte meine Mutti dem verlockenden Geruch der Suppe nicht widerstehen und schlich sich, vor lauter Hunger getrieben, in die Küche, um ein kleines Schüsselchen zu stibitzen. Sie dachte, der Mann merkt nichts, doch er sagte nur am nächsten Tag: *„Na, hat`s geschmeckt?“* Da hat sich meine Mutti in Grund und Boden geschämt.

Heinz darf nicht arbeiten

Endlich stand ihr Mann vor der Tür. Heinz war aus der französischen Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Er hatte seine Frau über das DRK gesucht und gefunden. Doch nun wurde die Not noch größer, denn Heinz fand keine Arbeit. So folgte er der Bitte seiner Mutter, wieder zurück nach Ruhland zu gehen. Denn sie wohnte inzwischen allein, weil ihr Sohn Fritz, der Bruder von Heinz, im Krieg gefallen war.

Mutti fand Arbeit in einer Asbestfabrik. Sie musste mit bloßen Händen ohne Schutzkleidung Seile durch heißen Asbest ziehen. Keiner wusste damals, dass das Einatmen von Asbest-



Ursula und Heinz

partikeln stark krebserregend war. Doch Heinz erhielt in Ruhland wieder keine Arbeit. Der Grund war, dass sein Onkel zu NS-Zeiten Gauleiter war. Heinz wurde dadurch in Sippenhaft genommen. Nicht nur deshalb fühlte sich Mutti in Ruhland nicht wohl. Mit ihrer Schwiegermutter gab es auch große Probleme.

Als Mutti einmal Falläpfel im Garten aufhob, wurde sie von ihrer Schwiegermutter als „*freches Stück*“ beschimpft. Das Verhältnis war so sehr angespannt, dass selbst Heinz ein ganzes Jahr nicht mehr mit seiner Mutter sprach.

Die jungen Leute beschlossen, abermals umzuziehen. Bei der Wismut AG wurden händeringend Arbeitskräfte gesucht und ein ordentlicher Verdienst lockte. Also zog Mutti mit ihrem Mann nach Raschau ins Erzgebirge und arbeitete auf dem Schacht als Haspelführerin. Sie bekamen eine kleine Wohnung und Heinz konnte als Hauer anfangen und endlich wieder mit zum Lebensunterhalt beitragen. Meine Schwester Yvonne erblickte im Dezember 1951 das Licht der Welt. Mindestens drei Kinder hatte Mutti vorher im Krieg durch Fehlgeburten verloren, darunter war auch ein kleiner Peter. Nun hielt sie ein gesundes Baby im Arm. Doch das Glück fand ein jähes Ende.

Wenn das Baby ins Kinderheim muss

Tragischerweise kam Heinz acht Monate später durch einen Motorradunfall ums Leben. Er hatte auf dem Sozius gesessen. Der Fahrer war angetrunken gewesen, überlebte jedoch schwerverletzt. Um über die Runden zu kommen, musste Mutti nun arbeiten gehen und meine Schwester schweren Herzens in ein Wochenkinderheim geben. Kindergärten oder Krippen gab es ja damals noch nicht. Vor lauter Unterernährung bekam meine Schwester sogar Stummelmilchzähne. Dann herrschte Quarantäne und Mutti durfte meine Schwester nicht mehr abholen und am Wochenende sehen. Nach drei Wochen sagte ihr eine Kinderkrankenschwester, dass sie ihr Kind doch bitte sofort zu sich nehmen soll. Die Kleine hätte hohes Fieber und sie könnte nicht garantieren, dass sie die Nacht überlebt.

Was für ein Schreck! Es stellte sich heraus, dass meine Schwester an einer doppelten Lungenentzündung erkrankt war. Durch die lange Trennung erkannte meine Schwester auch ihre Mutti nicht mehr. Es brauchte einige Zeit, wieder eine Bindung aufzubauen. Zum Glück wurde meine Schwester gesund. Doch Mutti hatte nur 110 Mark Witwenrente zur Verfügung und Miete und Lebensmittel mussten bezahlt werden.

Unterstützung von ihrem Vater und der Stiefmutter konnte sie nicht erwarten. Zwar hatten die Polen meinem Opa als Webermeister gestattet in der Heimat zu bleiben, doch seine Töchter konnten ihn einige Jahre nicht besuchen. Bei einem Versuch, gleich nach dem Krieg zu ihrem Vater und der Stiefmutter zu gelangen, wurde Mutti an der polnischen Grenze verhaftet und musste 14 Tage Strafarbeit ableisten. Da hatte sie noch kein Kind. Zu allem Unglück erkrankte Mutti nun auch noch an einer Gelbsucht wegen Unterernährung.

Sie musste dringend zur Kur und wurde dort mit Schlagsahne aufgepäpelt. Bei einer Körpergröße von 1,62 Metern wog sie nur noch 42 Kilo. Während der Kur war



Ursula mit Baby Yvonne

meine Schwester in einem Krankenhaus untergebracht, da niemand für das Kind sorgen konnte. Ins Heim sollte sie ja nie wieder. Nach der Entlassung wog Mutti 50 Kilo und

musste arbeiten. Es gab damals keine Unterstützung. Eine Bekannte, Lene, erklärte sich bereit, meine Schwester für etwas Geld tagsüber in Pflege zu nehmen. So konnte Mutti nach der Kur wieder für den Lebensunterhalt sorgen. Mutti fand bei der Wismut AG eine Stelle und arbeitete als Sekretärin. Als Funkerin konnte sie mit der Schreibmaschine umgehen. Zwei Monate später lernte sie auf Arbeit meinen Vati Kurt kennen.

Er stammte aus Buchhain, war der Jüngste von acht Kindern und sehr kinderlieb.

Im Dezember 1953 wurde geheiratet. Aber die Ehe stand unter keinem guten Stern, war doch mehr und mehr der Alkohol für meinen Vati Seelentröster, der wohl auch viel Schreckliches im Krieg miterlebt hatte. Darüber hat er nicht geredet.



Es gab keine Psychologen und es musste weitergehen. Mein Vati lebte mit mehreren Splintern, die, wie er mir sagte, in seinem Körper umherwanderten. Vorstellen wollte ich mir das nicht, denn ich liebte meinen Vater sehr. Leider wurde er nur 67 Jahre alt.

Verzeihen beweist Charakterstärke

Meine Stiefoma in Ronneburg habe ich mit Mutti einige Male besucht. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie einmal so streng und böse zu meiner Mutti gewesen war. Zu meinem Cousin, dem unehelichen Kind meiner Tante Elisabeth, den sie aufzog, war sie jedenfalls herzengut. Ihn erzog sie auch von Anfang an.

Zu meiner Schwester und mir war sie nicht böse, doch auch nicht sonderlich liebevoll. Bis heute rechne ich es meiner Mutti hoch an, dass sie nach dem Tod meines Opas (er starb, als ich 4 Jahre alt war) meine Stiefoma noch viele Jahre finanziell unterstützt und besucht hat. Das nenne ich Charakterstärke. Verzeihen gehört auch zum Leben.

Endlich eine Wohnung mit Fernheizung

Meine Eltern ließen sich kurz vor ihrer Silberhochzeit scheiden. Meine Schwester und ich, später auch die Enkel, waren Muttis einziges Glück. Um unser Wohl drehte sich alles. Als Kind habe ich manchmal daran gedacht, wie es wäre, mit acht Jahren keine Mutti mehr zu haben und nun, als neunfache Oma, kann und will ich mir auch nicht vorstellen, dass meinen Kindern oder Enkeln etwas passiert.

In der heutigen Zeit hätte meine Oma sicherlich die Lungenentzündung behandeln lassen können und überlebt. Zum Glück ist es bei uns keine Geldfrage mehr, zum Arzt

gehen zu können. Mutti war am Lebensabend zufrieden und glücklich über ihre altersgerechte Einraumwohnung mit Fernheizung im Lößnitzer Neubaugebiet. Heute ist so eine Wohnung mit Schlaf- und Kochnische vor allem jungen Leuten viel zu klein. So ändern sich die Ansprüche.

Dank der Hilfe meiner Schwester erhielt Mutti eine Unfallrente von ihrem ersten Mann. Ihre DDR-Rente lag gerade so über dem Mindestsatz von 300 Mark. Im Ernst-Scheffler-Krankenhaus Aue, wo sie nach meiner Geburt als Stenotypistin gearbeitet hatte, verdiente man zu DDR-Zeiten nicht viel und außerdem hatte sie viele Jahre nur in Teilzeit gearbeitet. Obwohl Mutti nun mit beiden Renten ein gutes Auskommen hatte, gönnte sie sich kaum etwas, sondern beschenkte lieber ihre Kinder und Enkel. Sie war sehr bescheiden und sparsam erzogen worden.

Wunsch

Meine Mutti hat mir immer erzählt, dass es nach dem Krieg keine dicken Leute gab und sich alle geschworen hatten, dass es nie wieder einen Krieg geben sollte. Der Wunsch meiner Mutti und auch der meiner Schwester und meiner war und ist es, dass wir Menschen endlich lernen, friedlich miteinander zu leben.

Roland Karl, Jahrgang 1940, ist ein gebürtiger Lößnitzer. Er greift jede Woche zu Pinsel und Farben. In der Lößnitzer Heimatstube sind seine Bilder zu bewundern. Die Malerei lässt ihn kurzzeitig vergessen, dass seine Frau nun schon drei Jahre lang im Pflegeheim leben muss. Doch sie freut sich, wenn er sie mindestens einmal in der Woche im Heim besucht.

Als Kind war Rolands Leben schon nicht leicht. Denn er hatte eine sehr kranke Mutter. Doch er hat nie seinen Lebensmut aufgegeben. Mit seiner Geschichte möchte er an seinen Vater Walter erinnern, der für ihn immer ein großes Vorbild war.

Vater war mein großes Vorbild

Kartoffeln in der Aktentasche

Wenn ich meine alten Fotos anschau, werden die Erinnerungen an meine Kindheit wieder wach. Ich bin 1940, also mitten im Krieg, geboren. Oft haben wir bei Fliegeralarm im Keller auf den Kartoffeln geschlafen.

Einmal hat mich mein Vater aus dem Bett geholt, damit ich den blutroten Himmel über dem Pfefferberg sehe. Man hatte Chemnitz angegriffen. Mein Vater war Landmaschinenschlosser. Ich begleitete ihn manchmal, wenn er etwas reparieren sollte. Beim Jähnbauern bekam ich immer eine große Butterbemme und durfte in der Küche beim Kachelofen warten. Mein Vater erhielt auch manchmal für seine Arbeit Kartoffeln, die er in seiner Aktentasche transportierte.

Sonntags ging es auf die Waldwiese

Ich bin in Lößnitz am Niedergraben in der Nähe vom Rösselturm aufgewachsen. Jeden Sonntag gingen wir mit dem Handwagen auf die Waldwiese oberhalb des Stadtbades. Dort haben wir Hasenfutter, Beeren, Pilze, Zapfen zum

Verbrennen oder Kräuter für Tee geholt. Mein Vater brachte mir viel bei. Wir haben als Kinder oft am Mühlgraben gespielt und dort unsere Schiffe losgelassen. Ich besaß sogar ein Holzschiff, das mir mein Vater gebaut hatte. Doch einmal ließ ich das Schiff ohne Leine ins Wasser. Da ist es leider von der Strömung abgetrieben worden. Ich habe es nicht mehr einholen können und war sehr traurig. Doch mein Vater hat nicht geschimpft, sondern mir einfach ein anderes Schiff gebaut. Er war ein Alleskönner und mein großes Vorbild.

Lederreste für den Ofen

Meine Oma Marie hat mich die ersten Jahre versorgt und viel entbehrt. Denn meine Mutter war sehr krank. Sie lag oft nur im Bett und konnte sich kaum um mich kümmern. Sie hatte ihren ersten Mann verloren und kam wohl über diesen Schicksalsschlag nicht hinweg. Sie brachte eine Tochter mit in die Ehe. Sie hieß Inge, war älter als ich und passte auch auf mich auf.

Nach dem Krieg gab es wenig zu essen. Ich war ständig hungrig. Wenn ich mit Oma zum Kolonialwarenhändler ging, gab es manchmal gar nichts zu kaufen. Alle Regale waren leer. Bloß gut, wir besaßen einen kleinen Garten



und konnten Gemüse anbauen. Wir haben in den strengen Nachkriegswintern oft gefroren, denn es gab keine Kohlen. Meine Oma ist deshalb mit uns und dem Handwagen in die Schuhfabrik gefahren, um Leder- und Kunstlederabfälle zu holen. Mangels Kohlen haben wir diese Reste dann in unserem eisernen Ofen verfeuert, damit es wenigstens etwas warm in der Stube wurde.



Roland mit Schwester Inge und Oma

1946/47 war ein sehr kalter Winter. Ich erinnere mich, dass mein Vater mich öfter zu einer alten Frau mitnahm. Sie war fast blind und wohnte in der Nähe der Putzwolle. Mein Vater hackte dort immer ein anderes Möbelstück zusammen, damit sie etwas zum Heizen hatte. Sonst wäre sie wohl erfroren. Die alte Frau tut mir heute noch leid. Denn sie hatte am Ende nur noch einen Stuhl, einen Tisch und ihr Bett. Doch sie hat den eiskalten Winter überlebt und ist nicht erfroren.



Oma Marie und Roland im Garten

Wir bekamen auch Leute zur Einquartierung. Oma musste eins ihrer beiden kleinen Zimmer räumen. Dort zog ein Prediger mit seiner Frau ein. Sie kamen aus Schlesien und waren ganz nett. Er trug immer einen Hut und einen Mantel. Nur so ging er aus dem Haus. Doch es war unter seiner Würde, einen Eimer Kohlen hochzutragen. Das machte seine Frau. Zum Geburtstag oder Weihnachten schenkte er mir immer eine kleine biblische Geschichte, die er auf einen Zettel geschrieben hatte und mir vorlas. Darüber freute ich mich sehr.

Vater arbeitete in der Strumpffabrik als Heizer. Aber 1948 wurde das Werk demontiert. Dann war er Presseführer in der Lowa (Lokomotiv- und Waggonbau).

Mit dem Topf in die Schule

1947 kam ich in die Schule. Auf meiner Schultüte war ein Aschkuchen. Ich hatte nie zuvor einen solchen Kuchen zu

Gesicht bekommen, denn ich kannte kein weißes Mehl. Umso mehr hat mir der Kuchen geschmeckt, so sehr, dass ich diesen Genuss bis heute nicht vergessen habe. Es gab ja sonst nur dunkle Semmeln. Ich war einer der wenigen Schüler, die einen Lederranzen hatten. Andere Kinder kamen mit einem Schuhkarton zum Unterricht. 1948 wurde die Schulspeisung eingeführt. So sind wir Kinder damals mit einem Topf und mit der Schiefertafel in die Schule gegangen. Zum Mittagessen bekamen wir oft eine süße Mehlsuppe oder eine Erbsensuppe. Einmal in der Woche gab es auch einen Fisch. Den mochte ich nicht. So hat sich mein Vater immer über den Hering im Topf gefreut.

Auch ein Blatt Papier war für mich überaus wertvoll. Heute geht man so achtlos mit Papier um. Als Kind hätte ich mir sehr einen ganzen Block gewünscht. Ich freute mich, wenn ich in der Rockstroh Druckerei mal ein Blatt graues Papier bekommen habe, damit ich darauf etwas zeichnen konnte. Erst in der 3. Klasse bekam ich mein erstes Schulheft. Ich halte es heute noch in Ehren. Auf dem Heft steht: – Junge Pioniere treten für die Einheit Deutschlands ein. – Und auf der Rückseite ist vermerkt: – Mehr Schulhefte durch die Aktivität bei der Altpapiersammlung. – Wir hatten oft nur Bleistifte. Meine Buntstifte waren mein Vermögen und wurden immer geschont.

Wir haben oft Menschen bei der Arbeit gezeichnet. Doch ich malte lieber Landschaften, Gebäude und Traktoren. Das Talent zum Malen habe ich wohl von meinem Vater

Walter und meinem Opa Christian geerbt. Aber Schnitzen wollte ich nicht. Ich habe es zwar probiert, aber nach ein paar Versuchen wieder sein gelassen. Doch Bauen, das war meine ganze Welt. Das Lied, „Jugend erwach!“, haben wir in der Schule gesungen und ich mochte es ganz besonders: „Bau auf, bau auf!“

Ich bin dann nach der Schule auch zum Bau gegangen. Mein Traumberuf wäre Tischler gewesen. Doch ich bekam keine Lehrstelle. So wurde ich Maurer und später sogar Brigadier und Lehrausbilder. Ich habe viele Jahre auswärts auf Montage gearbeitet. Mein Beruf hat mich bis zum Ruhestand ausgefüllt.



Roland mit Handsäge



Roland mit Freund Wolfgang

Not macht erfinderisch

Beim Schrottplatz in der Nähe des Lößnitzer Stadtbades, das heute nicht mehr existiert, suchte ich mit meinem Vater gemeinsam nach alten Kinderkutschen. Wir montierten die Räder ab. Daraus baute Vater dann Roller, Autos oder Kinderwagen. Es gab nichts nach dem Krieg. Zum Glück war mein Vater sehr erfinderisch und geschickt.



Schnitzfiguren von Vater Walter für Roland

Wenn mein Vater mal wieder so ein Kunstwerk verkauft hatte, erhielt er manchmal eine Wismut-Essenmarke, die er mir dann schenkte. Es war das Größte für mich, wenn ich im Gasthaus „Neue Schänke“ einkehren durfte. Das war immer ein Festessen. Es gab eine Vorsuppe mit einer Scheibe Brot, einen Hauptgang und auch einen Nachtisch. Oft war es ein Stück Kuchen.

Zum Geburtstag schenkte mir mein Vater bis zum 8. Lebensjahr immer ein geschnitztes Spielzeug. Darunter waren ein Dreirad, ein Pferd, ein Roller oder ein Schuljunge mit Topf. Er hat oft bei Kerzenschein gearbeitet, da der Strom ausfiel. Bis heute halte ich diese Figuren in Ehren. Sie stehen in meinem Wohnzimmer auf dem Regal. Mit zehn Jahren bekam ich einen Werkzeugkasten geschenkt. Ich habe dann viel mit der Laubsäge gebaut. Mit meinem Vater habe ich auch aus Kerzenstümpfen Kerzen hergestellt. Statt einem Docht nahmen wir eine dünne Kerze. Solche Kerzen gieße ich immer noch in den Wintermonaten.



Ich erinnere mich an die Vorfreude auf ein Westpaket. Mein Vater hatte ein Schnitzwerk nach Memmingen verschickt und erwartete dafür ein Dankeschön. Auf das versprochene Paket mussten wir lange warten. Als es dann endlich ankam und wir es voller Erwartung und Vorfreude öffneten, waren wir sehr enttäuscht. Denn es lagen nur weiße Semmeln darin. Die waren jedoch knochenhart. Man konnte sie nicht essen, höchstens noch reiben. Vielleicht hatte man das Paket zu lange liegen lassen? Das war jedenfalls kein guter Tausch gewesen. Denn mein Vater hatte viel Arbeit in sein Schnitzwerk gesteckt.

Meine Oma, an der ich sehr gehangen habe, starb leider bereits 1947. Sie hatte mir immer Essen zugesteckt und war am Ende sehr abgemagert. Sie wurde 83 Jahre alt und hatte bis zum Schluss an der Strickmaschine Socken und Pullover angefertigt. In diesem Jahr haben wir das letzte Mal unseren Weihnachtsberg aufgebaut.

Bis in die 50er Jahre war es Tradition, zwischen Weihnachten und Neujahr die Weihnachtsberge bei Nachbarn oder in der Turnhalle anzuschauen. Am Niedergraben wohnte auch der bekannte Lößnitzer Schnitzer Walter Hambeck. Bei ihm sah es wie in einem Museum aus. Er konnte wunderbare Sachen schnitzen, was mich als Kind sehr beeindruckt hat.



Die Weihnachtsbergeschau war für mich immer ein ganz besonderer Höhepunkt. Mein Opa Christian war Webermeister und hat ebenfalls geschnitzt und gehörte dem Schnitz- und Bergverein Lößnitz an. An seinen großen, selbst geschnitzten Weihnachtsberg kann ich mich noch gut erinnern. Er war drei Meter groß und führte sogar ein Blech mit Wasser. Darauf fuhren Schiffe an einem Seil. Leider ist Opa schon 1926 gestorben und ich konnte ihn nicht kennenlernen. Vom Weihnachtsberg existiert heute leider nur noch ein Foto. (siehe S. 87)

Nur noch Scheren in der Asche

Ich kann bis heute den Besuch bei meiner Tante in Dresden nicht vergessen, die ich 1949 mit meinem Vater besucht habe. Denn der Anblick der ganzen Trümmerwüste und Ruinen war grauenvoll.

Die Tante hatte den schrecklichen Angriff mit ihren drei Kindern nur überlebt, weil ihr Mann bereits gestorben war, der als Hausmeister in einer Schule in der Innenstadt arbeitete. Sie musste also nach seinem Tod mit ihren Kindern aus der Hausmeisterwohnung ausziehen. Sonst wäre sie wohl umgekommen.



Roland blickt 1949 auf die zerstörte Frauenkirche

Denn die Schule, in der sich die Hausmeisterwohnung befand, war nur noch eine Ruine. Das junge Hausmeister Ehepaar, eine Familie mit drei kleinen Kindern, kam bei dem schrecklichen Angriff um. Nur ein paar ausgeglühte Scheren im Keller, die ich damals aus der Asche ausgegraben habe, waren von der Familie übriggeblieben. Ich habe die Scheren und auch einige Bombensplitter als Erinnerung als Kind mitgenommen. Bis heute halte ich sie in Ehren und bin immer noch traurig, wenn ich an das Schicksal dieser Familie denke.



ausgeglühte Scheren und Bombensplitter

Auf eigenen Füßen

1954 kam ein freudiges Ereignis. Ich bekam noch eine kleine Schwester. Vater hatte sich von meiner Mutti scheiden lassen und wieder geheiratet. Meine Mutti war mit meiner Schwester Inge ausgezogen. Vaters neue Frau hatte schon zwei Kinder: einen Jungen, der älter war als ich und ein Mädchen, das genauso alt war wie ich. Wir wurden Spielgefährten und verstanden uns gut.

Mit 14 Jahren begann ich eine Lehre als Maurer. Von Arbeitsschutz hielt man damals nicht viel. Wir hatten keinen Helm und keine Handschuhe. Ich habe mir oft auf die Finger geklopft. Immerhin bekam ich einen Bezugsschein für ein paar Arbeitsschuhe. Die Arbeit war sehr schwer. Es gab keine Maschinen. Das Baumaterial musste hochgetragen werden. Es kam mit Pferdefuhrwerken an. Doch die Arbeit war interessant und hat mir gefallen. Ich wollte viel erleben und auswärts arbeiten. Deshalb meldete ich mich im Sommer 1962 zum von der DDR-Regierung 1958 beschlossenen „Chemieprogramm“ an. Ich habe Halle-Neustadt mit aufgebaut.

1964 lernte ich meine Frau Jutta kennen. Wir heirateten 1967 und wohnten zuerst in meinem Elternhaus sehr beengt. Aber eine Wohnung bekam man damals nicht einfach so. Es herrschte Wohnungsmangel.

In der AWG (Arbeiterwohngenossenschaft) wurde dringend ein Maurer in „Feierabendtätigkeit“ gesucht. Ich war einverstanden, wenn wir eine Wohnung erhalten. So habe ich von 1972 bis 1974 immer sonnabends fast alle Schornsteinköpfe erneuert. Ich war an vielen Großbaustellen im Einsatz, so etwa 9 Jahre beim Bau des Pumpspeicherwerkes Markersbach oder fast vier Jahre in Berlin Marzahn.

Meine liebe Frau hat alles mitgetragen. Ich war ständig unterwegs und sie musste vieles allein stemmen. Nicht jede Frau hätte das mitgemacht. Wir haben zusammen

zwei Kinder. Heute wohnt unsere Tochter mit ihrem Mann und den Kindern in Australien. Wir können uns deshalb nur selten sehen, telefonieren aber fast täglich. Mein Sohn wohnt in der Nähe und besucht mich ab und zu.

Gern würde ich mich wohnungsmäßig verkleinern. Doch eine Zweiraumwohnung ohne Balkon kostet mehr Miete als ich jetzt bezahle. Ich habe noch einen alten Mietvertrag. Im vergangenen Jahr wurden erst in unserem Block Balkone angebaut. Hier sitze ich nun oft und male und genieße die Aussicht.

Wunsch

Ich möchte noch lange soweit gesund bleiben, um meine Frau im Pflegeheim besuchen zu können. Wir haben viel gemeinsam erlebt und ich bin froh, dass wir zusammen, als sie noch gesund war, viele Reisen unternommen haben. Es ist nicht leicht, mit ansehen zu müssen, wie die Erinnerungen meiner Frau immer mehr verblassen.

Von der Politik wünsche ich mir, dass die Gesetze endlich überarbeitet werden, damit Leute, die das ganze Leben hart gearbeitet haben, im Alter nicht auf das Sozialamt angewiesen sein müssen. Die Zuzahlungen für ein Heim sind für Angehörige, die einen Ehepartner im Pflegeheim haben, auf lange Sicht nicht zu leisten. Die Kosten sind in den letzten Jahren rasant gestiegen. Ein Platz im Pflegeheim sollte bezahlbar bleiben.

Gisela, Jahrgang 1929, wuchs mit 12 Geschwistern im schlesischen Greibnig, dem heutigen Grzybiany in Polen, auf. In ihrer Jugend musste sie mit ihrer Familie die Heimat verlassen. Heute fühlt sie sich in Affalter, einem Ortsteil von Lößnitz, wohl.

Ihre Geschichte soll ermutigen und darauf aufmerksam machen, wie wichtig der Zusammenhalt in der Familie ist. Auch möchte Gisela an ihre Mutter Emma, Jahrgang 1900, erinnern und ihr danken, dass sie damals alles Schwere mit so viel Liebe, Geduld und ohne zu Klagen ertragen hat. Sie war ein Vorbild für die ganze Familie.

Mit 12 Kindern und einem Baby auf der Flucht

Aus dem Haus gejagt

Als im Februar 1945 die sowjetischen Soldaten kamen, nahmen sie uns die Uhren weg und jagten uns aus dem Haus. Mein jüngster Bruder Peter war gerade ein Jahr alt und meine älteste Schwester Grete hatte erst vor ein paar Tagen ein Mädchen entbunden. Wir waren also eine sehr große Familie. Meine Eltern hatten 13 Kinder, von denen meine ältere Schwester Christa schon ausgezogen war.

Man brachte uns in einem großen Bauerngut unter. Meine Eltern, Großmutter und meine jüngeren Brüder Werner und Horst holten noch schnell alles Brauchbare aus unserem Haus. Dazu gehörten auch ein paar Betten, damit wenigstens Mutter, Großmutter und die kleinen Geschwister dort schlafen konnten. Insgesamt 24 Leute waren in einem Zimmer untergebracht. In der Mitte wurde ein großer Tisch aufgestellt. Daran haben wir alle gegessen. Ich kann meiner lieben Mutter nicht genug dafür danken, dass sie für so viele Leute gesorgt und gekocht hat. Alles Schwere hat sie in dieser Zeit mit so viel Liebe, Geduld und unheimlicher Kraft ertragen.

Die Butter wurde beschlagnahmt

Wir kamen bei Bauer Rosemann unter. Dort standen die Kühe noch im Stall. Mutter, Großmutter und ein geistig behinderter junger Mann haben die Kühe gemolken. Eine Zentrifuge sowie ein Butterfass waren noch vorhanden. So konnte Großmutter buttern. Sie hat die Butter in Pfund-Stücke geformt und auf einen großen Kuchendeckel geschichtet.

Doch dann kam ein russischer Soldat ins Haus. Ich bin gleich weggelaufen und habe mich versteckt. Großmutter hat mir dann aufgeregt berichtet, dass sie die Butter kosten musste, da der Soldat dachte, dass sie vergiftet wäre. Danach hat er die gesamte Butter beschlagnahmt und wir waren alle ganz traurig. Aus Schaden wird man klug. Und so wurde die nächste Butter in einem ganz versteckten hinteren Raum hergestellt und dann an alle aufgeteilt.

Wie eine große Familie

Etwa 70 Deutsche waren im Dorf geblieben und hielten zusammen wie in einer großen Familie. Der Bäcker war geflüchtet. Doch Mehl und Sauerteig gab es noch in der Bäckerei. Für uns war es ein Glück, dass wir Großmutter Pauline, die Mutter meines Vaters, seit einigen Tagen bei uns hatten. Sie hatte ihre Lieben auf der Flucht aus ihrem Heimatort Heidau (Golanka) verloren und war bei uns untergekommen.

Großmutter lehrte nun allen Männern das Brotbacken und war uns eine große Hilfe. Obwohl Fleischer Gotthard erst 15 Jahre alt war, schlachtete er schon selbst Schweine. Sein Vater und sein Bruder waren an der Front. Für sein Alter war Gotthard groß und kräftig. Er war sehr fleißig, hat Wurst gemacht und uns alle versorgt. Wir hatten gut zu essen. Die Männer halfen ihm bei der Arbeit. Wir Mädels waren allerdings nur im Haus beschäftigt.

Der schwerste Tag in meinem Leben

Der 15. Februar 1945 sollte der schwerste Tag in meinem Leben werden. Am Abend stürmten die Sowjets das Bauerngut. Im Nebenzimmer wohnte unter anderem die Bauernfamilie Elsner. Weil der Bauer magenkrank war, war er nicht eingezogen worden. Die 17-jährige Tochter Lieselotte hatte sich im Bett hinter ihrem Vater versteckt. Es polterte auf der Treppe und wir hörten einen Schuss und ein lautes Schreien. Die Soldaten hatten Lieselottes Vater erschossen.

Wir waren voller Angst und saßen wie aufgefädelt auf der Bettkante. Vater hatte zwei meiner kleinen Geschwister im Arm, meine Mutter den kleinen Peter. Auf der anderen Seite saß Fleischer Gotthard neben mir. Nun wurde bei uns die Tür aufgerissen. Drei Soldaten mit Pistolen stürmten schreiend herein. Der erste Schuss traf den jungen Mann, der geistig behindert war. Er fiel nach hinten und das Blut schoss wie ein kleiner Springbrunnen aus seinem

Kopf. Dann zielten sie auf den 15-jährigen Gotthard, wohl weil er älter aussah, und sie ihn für einen Soldaten hielten. Er sank auf die Knie und hat noch seinen Kopf etwas bewegt. Die Soldaten haben erneut ein paarmal scharf auf ihn geschossen. Sein Blut kam aus Mund und Ohren. Seine Mutter und Großmutter standen händeringend hinter ihm.

Wir hatten große Angst, dass sie auch unseren Vater erschießen. In welchem Angstzustand wir uns damals alle befunden haben, kann man nicht mit Worten beschreiben. Alles weinte und jammerte. Doch nun setzten die Soldaten mir die Pistole auf die Brust und sagten: „*Komm, komm Paninka.*“ Mich durchzuckte es wie ein Blitz. Ich fühlte einen großen Schmerz und schaute auf mein Bein. Ich hatte ein Loch im Schienbein und das Blut kam schnell herausgelaufen. Ich war wohl in einem Schockzustand und hatte deshalb keinen Schmerz empfunden.

Meine Mutter hat mir gleich die Wunde mit weißem Stoff zugehalten. Die Soldaten haben daraufhin von mir abgelaassen, drei andere Mädchen fortgerissen und auf Wagen geladen. Nach drei Tagen kamen sie ganz verzweifelt wieder. Es wurde nie darüber gesprochen, was sie alles durchgemacht hatten. Es war natürlich nichts Gutes.

Die Männer haben die Toten auf dem Friedhof in Greibnig in ein Massengrab gelegt und in aller Stille beerdigt. Wir haben alle in großer Trauer weitergelebt.

Meine Wunde wurde durch Krankenschwester Lotte, die selbst aus Breslau (Wrocław) geflohen war, versorgt und verheilte gut. Nach diesem schrecklichen Vorfall ließen uns die Soldaten in Ruhe. Meinen kleinen Geschwistern haben sie nie etwas angetan. Eine Begebenheit ist mir noch in genauer Erinnerung. Ein Soldat kam ins Haus und hatte einen einfachen Stecken in der Hand. Mein kleiner Bruder Dieter ging zu ihm hin und sagte: „*mein Stecken*“. Ich habe damals befürchtet, dass was Schlimmes passiert. Doch der Soldat gab dem Kleinen den Stecken und ging wieder.

Wir wurden fortgejagt

Im März 1945 mussten alle Deutschen, bis auf wenige Ausnahmen, das Dorf verlassen. Man erlaubte uns, eine Kuh mit einem Leiterwagen mitzunehmen. Wir Kinder hatten alle einen Rucksack, den wir selbst aus Betttüchern genäht hatten. Die Träger stammten von Handtüchern. Das Brot war noch im Backofen, doch wir durften nicht warten, bis es fertig war.

Großmutter lief noch schnell in die Bäckerei und hat eine Menge Sauerteig geholt. Er wurde aufgeteilt und gut aufbewahrt. Die kleinen Geschwister wurden auf den Wagen gepackt, die anderen mussten laufen. Meine Schwester schob den Kinderwagen mit dem Baby. Wir rasteten auf der Wiese und haben rings um den Wagen ein Zelt mit Decken und Stecken gebaut. Ganz dicht lagen wir beieinander, um uns gegenseitig zu wärmen. Auf den Straßen

bot sich uns ein grauenhafter Anblick: kaputte und abgebrannte Häuser, tote Soldaten und Tiere.

Es kamen auch Treckwagen mit polnischen Frauen. Mein Vater half einer Polin, die nicht mehr weiterkonnte, und reparierte das Gefährt. Sie fuhr dann eine ganze Weile mit uns. Plötzlich kann ein Sowjetoffizier auf einem Pferd angestiegen und wollte unseren Vater mitnehmen. Nun half uns die Polin und verhandelte mit dem Offizier. Er schrie irgendwas, zog dann aber ab. Wir haben uns bei der Frau sehr bedankt. Am späten Nachmittag durften wir uns ein Haus suchen, in dem wir ein paar Tage bleiben konnten.

Rettung der Männer

Dann ging es weiter ins Dorf Wahren im Kreis Wohlau (heute Wolów). Hier war der russische Kommandant zu unserem Erstaunen ganz freundlich und wies uns ein Haus zu. Es gab auch einen Stall für unsere Kuh. Vater hat mit meinen Brüdern noch drei Kühe eingefangen.

Großmutter ging auf die Suche und fand sogar etwas Brauchbares. Bald wurde das erste Brot gebacken. Kartoffeln lagerten noch im Keller, Getreide auf dem Boden. Schrotmühlen (eine Art Kaffeemühlen) wurden am Tisch angebracht und wir Kinder haben fleißig Körner gemahlen und Mehl gesiebt. Mutter war den ganzen Tag mit Essen kochen beschäftigt. Großmutter ging ins Dorf, suchte Zuckerrüben und kochte Sirup. Uns ging es relativ gut.

Der russische Kommandant hatte allen Männern geraten, sich nicht mehr zu rasieren und alte Jacken anzuziehen. Als sie sich dann auf der Hauptkommandantur einfinden mussten, weinten wir alle sehr. Doch dann kamen die Männer wieder. Wir waren übergücklich, dass sie unseren Vater nicht nach Russland verschleppt hatten. Der Kommandant erklärte uns später, dass sie mit so alten Männern nichts mehr anfangen konnten.

Heimkehr

Als der Krieg zu Ende war, durften wir nach Hause und eine Kuh mitnehmen. Meine Brüder hatten sich zwei Hunde eingefangen, ein Geschirr gebastelt und einen Handwagen dazu. Mit dem Hundegespann wurden die Sirupkannen transportiert. Vieles war in unserem Haus kaputt. Doch wir haben alle zugepackt und solange gearbeitet, bis wir wieder alles in Ordnung hatten.

Wir großen Mädels und unser Vater mussten nun bei den Sowjets arbeiten. Mutter und Grete durften wegen der Kinder daheimbleiben. In der Kreisstadt war eine große Gemüseverwertung. Vater und die Jungs haben mit dem Handwagen von dort eimerweise Senfgurken und Marmelade geholt. Die Senfgurken waren unser Fleischersatz. Früher gab es abends immer Bratkartoffeln mit Speck und Buttermilch. Jetzt aßen wir Bratkartoffeln mit Rapsöl und Gurken. Als Großmutter erfuhr, dass ihre Lieben von der Flucht wieder daheim waren, schafften meine Schwester

Traudel und ich sie zurück in ihr Haus nach Heidau. Die Wiedersehensfreude war unbeschreiblich.



Oma Pauline und Opa Gustav mit ihren
Kindern Hilde, Emma und Richard

Anfang August war die Ernte sehr ertragreich. Trotzdem gab es für uns nichts weiter zu essen. Hatten die Soldaten gute Laune, erhielten wir mal einen Kanten trockenes Brot. Oft kam das nicht vor. Vater hatte zum Glück im Frühjahr Kartoffeln gelegt, diesen großen Reichtum konnten wir jetzt ernten. Wir holten wieder Senfgurken und Marmelade. Wenn es Puffer gab, war das ein Festessen.

Wir fünf Arbeiter unserer Familie bekamen auch am Wochenende etwas Mehl für Brot. Kinder und Alte, die nicht arbeiteten, bekamen nichts.

Die Kuh ist weg

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als die Stalltür aufstand, die Vater gut verriegelt hatte. Diebe hatten unsere Kuh gestohlen. Die Kleinen konnten nun keine Milch mehr trinken. Wir alle waren deshalb sehr traurig.

Einziger Lichtblick war die Getreideernte. Beim Dreschen wurden wir ein bisschen besser entlohnt. Dann folgte die Kartoffelernte. Wir haben auch heimlich immer ein paar Kartoffeln mitgenommen. Dann wurden die Kartoffeln samt Maschinen nach Russland geschafft und die Kommandantur aufgelöst.

Eine polnische Familie zieht ein

Im Herbst erklärte der polnische Bürgermeister unserem Vater: „*Das nicht mehr dein Haus, jetzt Pole Besitzer.*“ Zu unserem Erstaunen kamen fünf polnische Frauen und ein kleiner Junge, drei Jahre alt. Eine Frau hieß Madgar. Es gab auch eine Großmutter und zwei Schwestern samt einer 16-Jährigen Tochter. Da unser Haus groß genug war, hatten wir alle Platz und haben gut miteinander gelebt. Die Polinnen brachten eine Kuh samt Ackerwagen und ein paar Habseligkeiten mit. Ihnen war es wie uns ergangen. Sie waren schon lange auf der Flucht. Madgar wusste

nichts von ihrem Mann. Er war wohl im Krieg gefallen. Der kleine Stascho hat mit unseren Kleinen gespielt und dabei Deutsch gelernt. Wir waren erstaunt, wie schnell sich die Kinder verstanden haben.

Madgar war eine gute Frau und hat uns jeden Tag einen Topf Milch gegeben. Meine Mutter war darüber sehr froh. Weil wir Angst hatten, dass die Kuh wieder geklaut wird, hat sie Madgar jede Nacht ins Haus geführt. Im Hausflur war Ziegelpflaster. Es wurde Stroh gestreut und so konnte die Kuh dort schlafen und war sicher. Die Haustür hat Vater mit einem großen Balken von innen verriegelt. Früh brachte Madgar die Kuh wieder in den Stall und hat das Haus sauber gemacht.

Typhus bricht aus

Immer mehr Leute erkrankten nun an Typhus und es gab keine Medikamente. Mutter hat uns immer gewarnt. Wir sollten nicht zu Familien gehen, bei denen diese Krankheit ausgebrochen war. Denn wenn es bei uns mit dem Typhus losgehen würde, wäre das Leid nicht mehr aufzuhalten.

Im Dorf starb eine Frau an Typhus, deren Mann verschleppt worden war. Sie hinterließ drei kleine Kinder. Dann starb auch noch der Opa. Nun war die Oma mit den Kindern allein. Alle waren traurig über das schwere Schicksal. Fast alle hatten Typhus in der Familie. Nur unsere große Familie wurde von dieser Krankheit verschont.

Ich werde Hausmädchen

Im Frühjahr 1946 kam ein alter Mann aus dem Nachbarort zu uns und suchte eine Haushaltshilfe für die Frau des Lehrers. Ich sagte zu und wir liefen die rund 4 Kilometer zu der polnischen Familie. Sie begrüßten mich freundlich, konnten meinen Namen aber nicht richtig aussprechen. So nannten sie mich Gisella. Der Lehrer war etwa 40 Jahre alt, er hatte eine Frau und drei Söhne. Die Familie besaß ein Schwein mit 12 Ferkeln und eine Kuh. Die Frau hat sie früh und abends gemolken. Ein Topf wurde zum Trinken weggetan, die übrige separiert. Das heißt, die Sahne wurde von der Milch getrennt.

Jeden Tag habe ich mit einem kleinen Holzquirl in einem kleinen Holzfass Butter gestampft. Ich durfte so viel Buttermilch trinken, wie ich wollte. Zum Abendbrot gab es leckere Butterschnitten. Mir wurde gesagt, dass ich viel Butter essen solle, weil ich ein wenig zu dünn war. Wurst und Fleisch hatten sie aber auch nicht.

Vormittags und nachmittags ging ich mit der Kuh auf die Weide. Doch einmal rannte sie auf ein nasses Luzernefeld. Ich wusste, dass die Kuh keine nasse Luzerne fressen darf und war in tausend Ängsten. Da kam mir ein Pole zu Hilfe und fing die Kuh ein. Sie hatte schon einen aufgetriebenen Bauch und der Tierarzt musste kommen. Der Lehrer hat mir dann erklärt, dass sie „gerindert“ hat und dadurch ausgerissen war. (Das heißt, die Kuh ist bereit, tragend zu werden.) Dann war die Kuh wieder friedlich.

Extra Plinsen statt Lebertran

In der Schule waren große Flaschen mit Lebertran angeliefert worden. Aber die Kinder wollten von dem Zeug nichts wissen. Mich ekelte auch davor, musste ich doch als Kind einmal Lebertran einnehmen. Doch eines Tages, ich fiel aus allen Wolken, buk die Frau des Lehrers doch tatsächlich mit dem blöden Lebertran Plinsen (Eierkuchen). Sie verwendete ihn als Fett in der Pfanne. Mir wurde bei dem Gedanken, diese Plinsen zu essen, übel. „Gisella geh Weide“, sagte die Frau des Lehrers zu mir.

Ich schnappte die Kuh und gehorchte. Aus dem Fenster hat es nur so gequalmt. Als die Luft wieder rein war, hat mir die Frau des Lehrers in einem anderen Tiegel mit guter Butter Plinsen gebacken. Ich durfte die feinen Eierkuchen genießen und habe mich sehr herzlich bedankt.

Buttermilch für Großmutter

An einem sehr warmen Sommertag traf ich meine Großmutter Pauline, die sich auf dem Rückweg von Liegnitz nach Heidau befand. Ich stellte sie meiner Lehrersfrau vor. Sie tischte meiner Babka, das heißt auf Polnisch Großmutter, einen großen Topf Buttermilch und dicke Butterschnitten auf. Großmutter hatte riesigen Hunger und war sehr durstig. Dieses Festmahl hat sie ihr ganzes Leben nicht vergessen und immer wieder davon erzählt. Aber die schöne Zeit sollte bald zu Ende sein.

Unser Nachbar holte mich ab und sagte, dass wir morgen fortmüssten. Der Lehrer wusste auch bereits Bescheid, aber die Familie wollte mich bei sich behalten. „*Gisella bei uns bleiben, immer mal gucken nach dem Haus. In zwei Jahren können Eltern wieder zurück.*“ Nein, nein, das wollte ich nicht. Die Leute, die in Polen blieben, durften ja kein Deutsch mehr sprechen und mussten die polnische Staatsbürgerschaft annehmen. Es war ein herzlicher Abschied von der Lehrerfamilie. Sie gaben uns die Adresse mit, denn ich sollte ihnen schreiben.

Vertreibung

Am 29. Juli 1946 kam gegen Mittag ein Milizsoldat und schrie: „*Deutsche los, los! In fünf Minuten raus!*“ Auf diese Weise haben sie uns fortgejagt. Wir hatten unseren Wagen ja vorsorglich schon gepackt und konnten uns nur noch von unseren fünf polnischen Frauen und dem kleinen Stascho verabschieden. Ganz besonders traurig war Madgar, sie hat geweint und wir alle mit.



Gisela (li) und Grete

Da wir keine Kuh mehr hatten, mussten wir den Wagen selbst ziehen. Auch die anderen Leute kamen mit Handwagen. Wir jungen Mädels gingen nochmal auf den Friedhof, um uns von unseren lieben Toten zu verabschieden. Da ist kein Auge trocken geblieben. Was ich und die anderen dabei empfunden haben, kann keiner nachfühlen, der noch nie seine Heimat verlassen musste.

Schweren Herzens zogen wir nach Liegnitz (Legnica). In einem Gasthofsaal gab es vorn und hinten ein großes Tor. Da musste immer eine Familie durchgehen. Oft haben die Polen alles durchwühlt und was sie gebrauchen konnten, weggenommen. Unser vollbepackter Wagen ging gerade-so durchs Tor, wir Kinder standen alle rund herum. Die Polen machten angesichts unserer Großfamilie große Augen, hatten dann aber wohl Mitleid mit uns. So haben sie unseren Wagen gar nicht kontrolliert. Aber wir wurden einzeln in einen Nebenraum geführt und untersucht, ob wir auch nichts versteckt haben. Da wir nichts Wertvolles besaßen, konnten sie uns auch nichts wegnehmen.

Ich habe immer wieder meine liebe Mutter bewundert, wie sie trotz aller Schwierigkeiten alles in Ruhe und Gelassenheit ertragen hat. Sie war eine fleißige, liebe, gute und von allen geehrte Frau und Mutter. Über ihre Lippen kam nie ein Klagen oder Jammern, obwohl sie allen Grund dazu gehabt hätte. Sie war eine gesegnete Frau und dieser Segen hat sich auf die ganze große Familie gelegt. Das haben wir immer erfahren dürfen.

„Raumfahrersuppe“

Mit dem Zug gelangten wir nach Dresden ins Quarantänelager. Als erstes wurden wir entlaust. Rund 100 Mann kamen in ein heißes Dampfbad, es war ein Zimmer und ganz neblig, sodass wir nichts sehen konnten. Wir waren alle splitternackt. Es sind sogar Leute umgefallen und wurden herausgetragen. Zum Mittagessen bekam unsere Familie zwei große Kannen Eintopf, es war fast nur eine Wassersuppe. Auf dem Boden lagen ein paar Stückchen Kartoffeln und Gemüse. Wir haben sie „Raumfahrersuppe“ genannt.

Unsere letzte Reserve bestand aus zwei Säcken mit abgetrocknetem Brot. Es stammte von Tante Klara. Ihr Schwiegervater war Schuster und hat für die Russen Stiefel angefertigt. Dafür bekam er mehr Brot, als er brauchte. Tante Klara hatte das Brot deshalb für uns in Stücke geschnitten und getrocknet. Wir Kinder haben sie lange und langsam geknuspert wie die Hasen. Es hat auch den Hunger gestillt.

Von Deutschen beklaut

Wir wurden in Mittweida in eine Schule einquartiert. Hier waren die Leute uns Flüchtlingen gegenüber sehr feindlich eingestellt. Es gab gleich am Anfang eine große Versammlung und uns wurde klipp und klar gesagt: *„Hier bekommt ihr von niemandem Hilfe.“*

Zum Glück blieben wir dort nur eine Woche. Doch wir sollten hier eine bittere Erfahrung machen. Unsere Familie besaß eine große Wanne mit Haushaltsgeräten: Töpfe, Schüsseln, Teller, Tassen, Siebe und Besteck. Da es im Zimmer zu eng war, hatten wir die Sachen über Nacht auf dem Flur abgestellt. Am Morgen war unsere Wanne verschwunden. Wir haben überall gesucht und waren ganz traurig und enttäuscht. Was uns die Russen und Polen nicht weggenommen hatten, war nun von den Deutschen geklaut worden.

„Wu de nur hi?“

Als wir in Aue auf dem Bahnhof ankamen, verhandelte mein Vater gleich mit den Lastwagenfahrern, damit wir aufs Dorf konnten. Wir landeten in Affalter. Männer, die aus dem Rathaus kamen, mussten entscheiden, wo wir unterkommen sollten. Man schaute unsere große Familie verwundert an. Die großen Mädels sollten zu Bauern in Quartiere. Meine ein Jahr jüngere Schwester Marianne kam zu einer sehr lieben Familie. Ich hatte einen Zettel mit dem Namen eines Bauern erhalten und stellte mich vor. „Wu de nur hi?“, fragten dort die Leute. Ich verstand kein Wort. Die Tochter sprach hochdeutsch und verhandelte. Sie war sehr freundlich. Ich sollte am Nachmittag nochmal wiederkommen.

Ich war damals 17 Jahre alt und trug einen langen geflochtenen Zopf. Als ich mich am Nachmittag bei der Familie vorstellte, die Männer waren im Krieg gefallen, konnte ich

bleiben. In einer kleinen Strickerei habe ich Socken stricken gelernt und nach der Arbeit noch im Bauerngut geholfen. Ich habe der kleinen Tochter laufen gelernt.

Meine Schwester Inge (20) ging nach Oberschlema auf Arbeitssuche und wurde dort auch freundlich willkommen geheißen. Sie erhielt gleich eine Stelle als Hausmädchen in einer Gaststätte. Grete mit ihrem Kind bekam ein kleines eigenes Zimmer. Meine Eltern mit den acht Kleinen wurden mit Sack und Pack nach Streitwald (damals Ortsteil von Affalter) in einen Gasthof gefahren. Die Polizei musste kommen, damit die Leute überhaupt die Saaltür aufmachten.

Mutter, die sonst alles ertragen hatte, war dieses Verhalten der Leute nun zu viel. Sie verstand nicht, wieso die Einwohner sie hier wie Verbrecher behandelten. Meine Eltern wollten also schnell wieder weg. Doch wohin mit der großen Familie?



Mutter Emma

Affalter wird zur zweiten Heimat

In der methodistischen Kirche wurde der kleine Saal geräumt. Man stellte Doppelstockbetten auf. In der Mitte standen Tisch und Stühle, daneben war eine kleine Küche. Vater fand als Maurer Arbeit, mein 15-jähriger Bruder ging zum Bauern in den Dienst. Meine 13-jährige Schwester hat bei einer Familie nach der Schule Kühe gehütet und bekam Mittagessen.

Es gab auch eine Frau, die meine Mutter sehr unterstützte. Jeden Tag durften zwei meiner kleinen Geschwister dort zu Mittag essen. Mein 11-jähriger Bruder erhielt ebenfalls von einer Frau Mittagessen. Hier, in Affalter, waren die Leute gut zu uns, schenkten meiner Schwester zum Beispiel Stoff, damit sie sich in der Schule eine Schürze nähen konnte. Meine Schwester Traudel bekam von der Familie, wo sie arbeitete, sogar ein Konfirmationskleid geschenkt.

Zu unserem Glück fehlte nur noch unsere Christa, meine zweitälteste Schwester. Sie war in Ausbildung gewesen und wir wussten nicht, wohin es sie verschlagen hatte. Als uns Christa über einen Suchdienst fand, war die Freude riesig. Nun waren wir wieder alle vereint.

Anfang 1948 zogen meine Eltern dann aber mit den Kleinen weg, denn Vater wollte wieder Landwirt sein. Als ein großes Gut auf die Umsiedler aufgeteilt wurde, bekam er eine Neubauernstelle bei Lunzenau zugewiesen. Ich wollte aber in Affalter bleiben und habe gern in der Landwirtschaft gearbeitet. Es hat mir sehr gefallen, immer an der frischen Luft zu sein. Es gab auch einen großen Obstgarten, wo wir nach Lust und Laune essen konnten. Affalter ist zu meiner zweiten Heimat geworden.

Die Kugel im Bein

1949 bekam ich am Fußgelenk einen kleinen Huckel. Er wurde immer größer. Im Winter ging ich deshalb endlich

zum Arzt. Doch die Salbe half nicht. Der Doktor, er war auch ein Umsiedler, fragte nach meiner Geschichte und hatte dann den rettenden Einfall. Er nahm ein kleines Messer und schnitt das Objekt heraus.

Es war die Pistolenkugel. Fünf Jahre war sie in meinem Bein gewesen, war rund zwanzig Zentimeter nach unten gewandert und hatte am Fußgelenk den Huckel verursacht. Der Schnitt verheilte gut, die Kugel habe ich bis heute aufgehoben. Ich würde den Schreckenstag, als ich angeschossen wurde, gern vergessen. Das kann ich aber nicht.

Wunsch

Ich wünsche mir, dass meine drei Kinder, die sieben Enkel und meine Urenkelin in Frieden aufwachsen können und niemals aus ihrer Heimat fliehen müssen. Außerdem möchte ich noch ein paar Jahre meinen Lebensabend bei meinem Sohn und der Familie genießen können. Ich freue mich, wenn ich Besuch von meinen Lieben bekomme und bedauere es etwas, nicht mehr Handarbeiten anfertigen und selbst kochen zu können.

Klaus wurde 1935 in Berlin Lankwitz geboren und wuchs bei seinen Großeltern an der Ostsee auf. Hier erlebte er als Kind, wie Jagdflieger der Angloamerikaner auf Zivilisten schossen. Seine Lehre zum Bäcker musste er wegen einer Mehlstauballergie abbrechen. Als junger Mann verschlug es ihn ins Erzgebirge, wo er seine Frau kennenlernte. Heute ist Aue-Bad Schlema für ihn eine zweite Heimat geworden, doch auch die Kindheitserinnerungen bleiben unvergessen. Mit seiner Geschichte will er zeigen, dass es trotz Rückschlägen im Leben wichtig ist, sich nicht entmutigen zu lassen.

Urgroßvater Ferdinand war mein bester Freund

Großvater Paul war mein Vormund

Mein Vater war Friseurmeister in Stralsund und führte ein eigenes Geschäft. Bei seiner Arbeit hat er sich wohl mit Tuberkulose angesteckt. Diese Krankheit galt damals als Berufskrankheit der Friseure. Meine Mutter hatte meinen Vater beim Tanz kennengelernt. Sie war in einem Kinderheim auf Rügen aufgewachsen und arbeitete als Hausmädchen in Binz.

Das Haus gehörte einer Berliner Familie, die meine Mutter baten, als Haushälterin in die Hauptstadt zu kommen. Sie willigte ein, stellte aber dort fest, dass sie ungeplant schwanger geworden war. Da sie meinen Vater nicht wegen seiner Tuberkulose heiraten durfte, gab sie mich zu Oma und Opa, zu den Eltern meines Vaters. So wuchs ich bei meinen Großeltern in Sehlen auf. Wir wohnten in einem kleinen Bauernhaus mit vier Zimmern. Ein Kinderzimmer gab es nicht. So schlief ich in der Schlafkammer meiner Großeltern.

Mein Vater galt als Tbc-Erkrankter bei den Nazis als sozialer „Ballast“. Er war für die „Volksgemeinschaft“ wertlos

und musste sozial ausgegrenzt werden. Man hatte ihm und anderen Erkrankten das im Sommer 1933 eingeführte „Ehstandsdarlehen“ verweigert und das Heiraten untersagt. So etwas ist heute unvorstellbar.

Mein Vater musste sich gegen seinen Willen sogar einer Operation an der Lunge unterziehen. Danach durfte er weiter in seinem Beruf als Friseur arbeiten. Er stand aber unter besonderer Beobachtung und durfte sich nichts zu Schulden kommen lassen. Sonst wäre er wohl in ein Konzentrationslager gesperrt worden.

Immerhin ist ihm durch seine Krankheit die Front erspart geblieben. Doch ich hatte als Kind kaum etwas von meinem Vater und erst recht nicht von meiner Mutter. Trotzdem verlebte ich, wenn ich zurückdenke, eine schöne Kindheit auf dem Dorf.

Mein Großvater Paul war 51 Jahre alt und zu meinem Vormund bestimmt worden. Ich hatte bei Oma und Opa ein gutes Leben. Ab und zu kam meine Mutter zu Besuch. Ich fuhr mit 7 Jahren auch manchmal mit der Bahn nach Berlin und besuchte sie. Dabei erlebte ich dort einige schwere Bombenangriffe im Luftschutzkeller.

Zu meiner Mutter hatte ich jedoch das ganze Leben keine so enge Beziehung. Sie war für mich nur wie eine gute Bekannte. Ich erinnere mich, dass sie mir jedes Mal bei einem Besuch einen Karl-May-Band schenkte.

Meine Großeltern waren arm. Trotzdem klagten sie nicht. Mein Urgroßvater Ferdinand lebte mit uns zusammen und war mein bester Freund. Er hatte jahrelang als Ziegler in einer Ziegelei gearbeitet. Nun half er auf dem Grundstück, hielt Gänse, Hühner, Enten und Kaninchen. Wir haben damals viel Fisch gegessen.

Eier in der Tasche

Oma ging mit der Schüssel zum Fischhändler. Es gab Hornfisch, der sehr schmackhaft war, sowie Flunder, gebratenen Aal oder auch grünen Aal. (Fischgericht aus gekochtem Aal mit einer hellen Kräutersoße) Da wir auch Federvieh hielten, besaßen wir viele Eier. Ich hatte, soweit ich mich zurückerinnern kann, immer Eier in meiner Tasche. Es wurde auch öfter mal ein Huhn oder ein Kaninchen geschlachtet.

Als ich in die Schule kam, waren wir 32 Kinder in der Klasse. Unser erster Lehrer war sehr gut. Doch leider wurde er zur Wehrmacht eingezogen und kam nie wieder. Der neue Lehrer war autoritär und zückte den Rohrstock. Wir haben den Stock einmal heimlich in unseren Besitz gebracht und zerbrochen.

Wir waren eben kleine Raubritter und keine braven Stadtkinder. Nicht umsonst gab es auf Rügen 99 Rittergüter. Später kam ein Gesetz heraus, welches das Schlagen der Schulkinder verbot. Doch alle Lehrer haben sich nicht daran gehalten.

Jagdflieger jagen Kinder

Ich erinnere mich gut, wie die Bombengeschwader über Rügen Richtung Berlin, Stettin und andere Städte flogen. Sie wurden immer von Jägern (Jagdfliegern) begleitet. Unsere Kinderhorde von zehn bis zwölf Spielgefährten hat es mehrfach erlebt, wie uns die Jagdflugzeuge der Anglo-amerikaner beschossen haben. Das war furchtbar. Einmal traf ein Jagdflieger ein Mädchen aus unserem Dorf, das nicht schnell genug in die Büsche gesprungen war. Sie wurde am Bein verletzt und hatte noch Glück im Unglück, denn sie hätte ja tot sein können. Wir Kinder haben sie dann alle gemeinsam nach Hause getragen.

Ich war von den Jungen der Kleinste. Oft haben wir draußen Verstecken gespielt. Großvater hatte uns extra einen Unterstand zum Schutz vor Splitterbomben gebaut. Unser Hauptspiel war aber das Murmeln. Wir haben auch gern Maikäfer gefangen und daheim gezüchtet. Das alte Lied „Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg“ hatte für uns eine besondere Bedeutung.

Frauen kamen nur mit Kittelschürze

Unser Haus hatte vier Zimmer. In einem wohnte mein Urgroßvater. Als wir Flüchtlinge aufnehmen mussten, zog er zu Großvater, der dann auf dem Wohnzimmersofa nächtigte. Da immer mehr Vertriebene kamen, wurde unser Haus eine Art Durchgangslager für Flüchtlinge.

Bis zu einer Woche blieben die Leute bei uns. Unter ihnen waren Baumeister, Architekten, Lehrer und Direktoren. Ich fand es spannend, mit ihnen zu reden. Es gab auch sehr arme Menschen darunter. Oma hat mir einmal berichtet, dass ein paar Frauen aus Ostpreußen nur mit einer Kittelschürze bekleidet ankamen. Man hatte sie einfach so davongejagt, ganz und gar ohne Gepäck. Oma hat den Frauen dann erst einmal Unterwäsche und etwas zum Anziehen gegeben. Manche Flüchtlinge stammten auch aus Polen, da meine Oma am Rand der polnischen Grenze aufgewachsen war, konnte sie perfekt polnisch sprechen.

Zwei „Kämpfer“ auf dem Hügel

Wir Kinder waren jedoch voll für Führer und Krieg abgerichtet worden. So war es kein Wunder, dass ich mit meinem Freund Horst plante, die einmarschierenden Sowjets einfach abzuknallen. Wir hatten ein Gewehr gefunden, das wohl deutsche Soldaten, die sich absetzen wollten, weggeworfen hatten. Dann positionierten wir uns auf einem Hügel, um heldenhaft unser Dorf zu verteidigen. Zum Glück hatte dies ein Wehrmachtssoldat beobachtet. Er nahm uns die Waffe weg und verpasste uns jedem eine schallende Ohrfeige. Aber er hat uns so wohl das Leben gerettet. Dann wurde unser Ort von den Sowjets eingenommen. Zuerst kam ein russischer Offizier auf einem Pferd angeritten. Hinter ihm folgten die Panzer. Nicht auszudenken, wenn wir zwei „Kämpfer“ vom Hügel aus dann auf sie das Feuer eröffnet hätten.

Eimerweise Eintopf

Als der Krieg zu Ende war, gab es sehr wenig zu essen. Wir haben damals viel Haferflocken verzehrt. Dazu wurde der Hafer auf ein Brett gelegt und mit einem Holzhammer breit geklopft. Die Spelzen nahmen wir dann zum Spucken.

Ich freundete mich mit den sowjetischen Soldaten an und wurde dort wie andere Kinder gepflegt. Die Sowjets kochten eimerweise Eintopf und versorgten die hungern- de Bevölkerung. Mein Freund Horst war mit seiner Familie Richtung Westen geflohen. Doch meine Großeltern wollten bleiben und nicht Haus und Hof verlassen. Ich habe manchmal meinen Vater in Stralsund besucht. Mein Rucksack war immer voller Kartoffeln, da er ja kaum etwas zu essen hatte.

Anzuziehen gab es ebenfalls nichts. So war es ein Glück für uns, dass ein Flüchtling sogenannte Holländer, das waren Holzschuhe, anfertigte. Mit Segeltuch versehen, hatten wir dann sogar „Holländerstiefel“.

Umzug

Wir zogen nach Ketelshagen. Nun hatte ich einen drei Kilometer langen Schulweg. Bei Sturm und Schneetreiben haben wir Jungs die Mädchen an die Hand genommen und sie beschützt. Wir waren eine verschworene Gemeinschaft. Im Sommer sind wir in den Lehmgruben baden gegangen. Das waren kleine Teiche, nicht größer als ein

Wohnzimmer. Da wir keine Badesachen besaßen, sind wir da nackt rein. Wir besaßen auch keine Fahrräder. So spielten wir viel im Wald und räuberten umher.

Wir bekamen einen sogenannten Neulehrer. Er vertrug wohl keine Kritik. Denn einmal zeigte mir Opa Paul, der sich in der Lohnabrechnung gut auskannte, einen anderen und leichteren Rechenweg für eine Aufgabe. Das kam beim Lehrer nicht gut an. Für ihn war ich seitdem das schwarze Schaf. Er hatte mich auf dem „Kieker“.

Mit 11 Jahren Halbweise

1946 besuchte uns mein Vater. Nach ein paar Tagen bekam er plötzlich keine Luft mehr. Großvater bestellte den Doktor. Die letzten Worte, die mein Vater sagte, waren: *„Jetzt kriege ich wieder Luft. Jetzt freue ich mich.“* Dann war er tot mit gerade einmal 36 Jahren. Es war ein großer Schock für uns alle. Ich war nun mit 11 Jahren Halbweise.

Nach der Schule, ich konnte sie nur bis zur 7. Klasse besuchen, half ich Opa in der Ziegelei. Es war eine richtige Knochenarbeit. Ich habe dort sämtliche Arbeiten verrichtet, auch Kohlen aus Waggons geschaufelt. Für einen großen Eisenbahnwagen gab es 10 Mark, für einen kleinen 5 Mark. Ich durfte das Geld behalten.

Mein Wunsch war es, Bäcker zu werden. Mit 14 Jahren bekam ich die Lehrstelle und lief jede Nacht drei Kilometer

durch den Wald zur Bäckerei. Mir machte die Lehre viel Spaß, doch ich konnte leider keine Gesellenprüfung machen. Denn ich bekam eine Mehlstauballergie (Bäcker-Asthma) und musste mit der Lehre aufhören, weil ich schon Blut spuckte. Das war eine große Enttäuschung für mich.

Außerdem starb zu allem Unglück noch mein Urgroßvater, an dem ich sehr gehangen hatte. Ich war nun 17 Jahre alt, kräftig entwickelt und ohne Lehrabschluss.

Ich beschloss, einen neuen Anlauf zu nehmen und wollte Baumaschinist in Prora werden. Doch auch diese Lehre musste ich abbrechen, da ich mich trotz intensiver Anwerbung weigerte, mich jahrelang für den Armeedienst zu verpflichten. Ich wurde also kurzerhand entlassen und stand wieder ohne Lehrstelle da.

Vom Dorf- zum Stadtleben

Nun wollte ich Holzfäller und Ziegler werden wie Opa. Zusammen haben wir Bäume gefällt. Als Opa Paul in Rente ging, sagte er zu mir: *„Du bist jetzt alt genug. Geh endlich in die Welt hinaus und verdiene dir dein Geld selbst!“*

Ich wollte zur Polizei und zog nach Rostock, um Bereitschaftspolizist zu werden. Ich war ja nur das Dorfleben gewohnt.

Das Stadtleben war für mich absolutes Neuland. Als Bereitschaftspolizist wurde ich dann nach Schneeberg ver-

setzt. Auf der Fahrt im Mannschaftswagen hatte ich mir den Ischiasnerv eingeklemmt. Der Schmerz strahlte bis ins linke Bein aus. So landete ich als Patient im Bergarbeiterkrankenhaus Schneeberg.

Das war ein Glücksfall, denn so lernte ich meine Frau kennen. Sie war Krankenschwester und es war Liebe auf den ersten Blick. Inzwischen sind wir schon 67 Jahre glücklich miteinander verheiratet und haben drei Söhne großgezogen. Wir sind viel herumgereist und haben nach der Wiedervereinigung viel von der Welt kennengelernt.

Wunsch

Wir sollten es nicht auf die leichte Schulter nehmen, wenn wieder die Kriegstrommeln gerührt werden. Es braucht endlich Frieden auf der Welt, das ist das Wichtigste überhaupt. Weiterhin wünsche ich mir, dass ich mit meiner Frau noch viele Jahre gemeinsam in unserem Haus verbringen kann.

Marita, Jahrgang 1941, wuchs in Chemnitz auf und lebt heute in Johannegeorgenstadt. Sie freut sich, wenn sie mit den Senioren oder mit ihrer Familie Ausflüge unternehmen kann und fühlt sich im Erzgebirge heimisch. Als Kind erlebte sie den schweren Luftangriff am 5. März 1945 in Chemnitz und kann diesen bis heute nicht vergessen.

Gedanken fliegen zurück

Plötzlich bin ich wieder Kind

Ich sitze in meiner Küche beim Frühstück und habe wie immer die Zeitung vor mir. Der Artikel über die Bombennacht am 5.3.1945 in Chemnitz bewegt mich tief. Denn plötzlich ist alles wieder da. Ich rieche diesen widerlichen Geruch nach verbrannten Menschen und Mauern, den fürchterlichen Gestank. Doch das Schlimmste ist für mich der Anblick der vielen Toten und Verletzten. Meine Gedanken fliegen zurück, ob ich will oder nicht. Und plötzlich bin ich wieder Kind, vier Jahre alt.

Der schwere Bombenangriff

Meine Mutti kommt ins Zimmer und will mich wecken. Doch das schrille Sirenengeheul und das ohrenbetäubende Gedröhne der Flieger haben mich längst wach gemacht. Ich stehe am Küchenfenster, denn in meinem Kinderzimmer sind bereits Flüchtlinge untergebracht. Am Nachthimmel leuchten keine Sterne, sondern Christbäume. Sie sind zwar schön anzuschauen, aber sie künden von Unheil. Denn es sind die Markierungen für die Bombenabwürfe. Eine Weile sehen Mutti und ich wie erstarrt und ganz gebannt dem bizarren Schauspiel zu.

Doch wir haben keine Zeit. Wir müssen in den Luftschutzkeller, um uns in Sicherheit zu bringen. Als alle Hausbewohner im Luftschutzkeller sind, wird schnell die schwere Eisentür geschlossen und wir sitzen alle wie verängstigte Hühner da. Jeder hat Angst. Werden wir heute getroffen? Werden wir es überleben?

Jede Bombe verursacht ein fürchterliches Krachen und lässt uns zusammenzucken. Rums, Rums, Rums. So geht es unaufhörlich. Es ist kaum auszuhalten und dauert eine gefühlte Ewigkeit. Dann tritt Stille ein und endlich kommt die Entwarnung. Wir haben es überstanden. Wir leben noch.



Eisentür

Der Blindgänger

Doch als wir ins Freie kommen, ist alles ringsumher schrecklich. Überall sind Feuer. Es stinkt fürchterlich. Richtung Stadt ist der Himmel rot gefärbt. Brandbomben haben auch unser Zehnfamilienhaus getroffen. Der Dachstuhl steht bereits in Flammen.

Da alle Hausbewohner vorsorglich sämtliche verfügbaren Gefäße und Eimer mit Wasser gefüllt und in ihren Räumen bereitgestellt haben, gelingt es, den Brand noch rechtzeitig zu löschen. Ansonsten wäre unser Haus wohl völlig abgebrannt.

Dann entdecken wir den Blindgänger. Er ist durch die Bodenkammer in die Wohnwand eingeschlagen. Alle haben Angst. Was tun? Doch mein Onkel Max zögert nicht lange. Er ergreift den Blindgänger todesmutig und trägt ihn aus dem Haus aufs offene Feld. Als Onkel Max zurückkommt, sieht er kreidebleich aus, wie ein Gespenst. Es ist einfach grauenhaft.

Onkel Max ist unser Retter. Bloß gut befindet er sich gerade im Heimaturlaub. Er war schon immer ein Draufgänger. In unserer Gegend sind einige kleinere Granaten eingeschlagen. An der Olbernauer Straße, Ecke Saydarer Straße befindet sich ein riesiger Bombenkrater. Zum Glück haben das Gaswerk und das Sauerstoffwerk nicht so viel abbekommen, sonst gäbe es mich heute nicht mehr.

Ich erinnere mich noch an eine Frau, die auf dem Nachbargrundstück liegt. Sie ist wohl durch einen Granatsplitter erblindet und auch sonst schwer verletzt worden. Manchmal gehe ich zu ihr und streichle ihr die Hand. Sie hat mir so leidgetan. Solche Erlebnisse kann man nie vergessen.

Alle haben ständig Hunger

Nach dem schrecklichen Angriff herrscht große Wohnungsnot. Bei uns müssen weitere Flüchtlinge einquartiert werden. In meinem Zimmer wohnt bereits Familie Hänschen.

In das Zimmer meines Bruders ziehen zwei schlesische Schwestern ein. Sie heißen Hede und Marthel und tragen lange, vielschichtige, schwarze Röcke übereinander.

In der Praxis meines Vaters wird eine Zahnärztin mit ihrer Schwester untergebracht. Vati hat zwar den Krieg überlebt, ist aber in Kriegsgefangenschaft. Wir wohnen also sehr beengt und haben ständig Hunger. Mein Bruder und ich sind spindeldürr. Denn es gibt kaum etwas zu essen.

Deshalb wird das ganze Gelände bis zum Frühaufweg für den Anbau von Kartoffeln und Zuckerrüben genutzt. Oft wird „Filzfädelsuppe“ gekocht. Sie besteht aus geriebenen Kartoffeln, die ins kochende Wasser geschüttet werden. Haben wir etwas Speck bekommen, schwimmen ein paar Fettaugen darauf. Für uns ist dies eine Festtagssuppe. Bratkartoffeln werden in Stearin (Kerzenwachs) gebraten.

Wir Kinder helfen fleißig bei der Nahrungssuche, klauen Kartoffeln und Ähren vom Feld. Manchmal fange ich sogar ein kleines Mäuschen und spiele damit. Ich habe ja sonst keine Spielsachen.

Wenn wir Brot bekommen, wird auf die Scheiben Rübensirup geschmiert. Der ist ganz schön klebrig und tropft aus allen Löchern. So verursachen wir Kinder zwar beim Essen eine große Sauerei, aber es schmeckt uns köstlich. Es gibt ja keine Butter oder anderen Aufstrich. Später halten wir Hühner und bekommen dadurch Eier.

Wenn ein Federvieh geschlachtet werden soll, holen wir Merkel Paul von nebenan zu Hilfe. Dann gibt es Hühnersuppe für alle, die ist ein Gedicht.

Vati steht vor der Tür

Eines Tages steht ein fremder Soldat vor unserer Tür. Ich rufe meine Mutti und bin völlig überrascht, weil sie den mir völlig fremden Mann umarmt. Es ist mein Vati, der aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt ist. Ich habe ihn nicht mehr erkannt. Er war ja jahrelang nicht mehr zu Hause.

Nur an eine Begebenheit kann ich mich entsinnen. Vati war zu Besuch auf Heimaturlaub und hatte einen Kameraden, einen Gutsbesitzer aus Brandenburg mitgebracht. In seinem Rucksack war ein Geschenk, eine Gans. War das ein Festessen!

Ich erinnere mich auch, dass in der schweren Nachkriegszeit die Erwachsenen aufs Land zum Hamstern gefahren sind. Irgendwie musste man ja über die Runden kommen. Alles was überflüssig war, diente nun als Tauschware: Silberbesteck, Teppiche, Radios, Schmuck.

Von den Bauern gab es dafür etwas zu essen, ein bisschen Mehl, ein paar Eier oder Kartoffeln, ganz selten ein wenig Fleisch. Heute kann man sich das überhaupt nicht mehr vorstellen.

Natürlich habe ich auch schöne Erinnerungen an meine Kinderzeit. Das Baden in der Küche gehört dazu. Immer freitags wurde der Küchenherd angefeuert und ein großer Topf mit Wasser erwärmt. Zuerst kamen die Kinder an die Reihe, dann die Erwachsenen: Mutti, Vati, Onkel und Tanten. Mein Bruder Raldi und ich planschten sehr gern in der alten Zinkbadewanne. Es gab damals auch keinen Strom, nur Karbidlampen.

Fluchtbeihilfe

An eine ernste und sehr gefährliche Begebenheit kann ich mich auch noch erinnern. Mir wurde sie erst von meinen Eltern erzählt, als ich größer und verständiger war. Als kleines Kind hätte ich ja etwas ausplaudern können. Aber das wäre für meine Eltern lebensgefährlich gewesen. Denn sie verhalfen einer jüdischen Frau zur Flucht.

Sie war eine langjährige Patientin meines Vaters und sollte deportiert werden. Meine Eltern haben ihr angeboten, sie im Keller hinter einer Brikettmauer zu verstecken und so Fluchtbeihilfe geleistet. Wenn sie damals erwischt oder verraten worden wären, hätte es für die jüdische Frau und meine Eltern wohl das Todesurteil bedeutet.

Trotzdem waren Mutti und Vati so mutig und handelten menschlich. Versteckt wurde die Frau nur ein paar Tage. Dann wurde sie bei Nacht und Nebel von Fluchthelfern abgeholt.

Sie konnte sich zum Glück in Sicherheit ins Ausland bringen und hat auch Dank der Hilfe meiner Eltern überlebt. Darauf bin ich stolz, dass meine Eltern in schwerer Zeit so mutig waren.

Wunsch

Ich wünsche mir, dass meine Kinder, Enkel und Urenkel niemals einen Krieg erleben werden. Sie sollen nie in einem Luftschutzbunker um ihr Leben fürchten müssen. Auch möchte ich in meiner Wohnung in Johannegeorgensstadt noch viele schöne Jahre verbringen und so lange wie möglich dort selbstbestimmt leben können.

Waltraud wurde 1928 in Alberoda geboren und zog mit 14 Jahren nach Berlin, um bei Verwandten das Pflichtjahr zu absolvieren und Verkäuferin zu werden. Doch wegen zunehmender Bombenangriffe wurde der Berufsschulbetrieb eingestellt. Sie musste deshalb die Lehre unterbrechen. Auf der abenteuerlichen Flucht lernte sie als junges Mädchen, sich alleine durchzuschlagen. Heute lebt die Seniorin mit ihrem Sohn wieder in dem Haus, das einst ihre Eltern erbauten.

Ich musste früh erwachsen werden

Mutter heiratet in den „Männerhaushalt“ ein

Meine Großmutter war sehr fleißig und geschickt und konnte herrliche Perlenstickereien anfertigen. Leider verstarb sie 1925 mit nur 45 Jahren an einer Lungenentzündung. Oma hatte bis dahin ihre beiden Söhne, ihren Mann und ihren Schwiegervater versorgt, der in der alten Mühle mit zwei Ziegen wohnte. Meine Mutti Klara lebte damals noch bei ihren Eltern in Klaffenbach, wo auch 1925 mein Bruder Siegfried geboren wurde.

Nach Omas Tod heirateten meine Eltern. Mutti zog nach Alberoda und führte den „Männerhaushalt“. Sie hatte nun ihren Mann (meinen Vater), dessen Bruder und den Schwiegervater in der kleinen Zweiraumwohnung, sowie den Großvater in der Mühle zu bekochen. Sie musste sich um das Baby kümmern und für alle waschen. Es gab viel zu flicken, da die Sachen alt waren und das Geld fehlte, um Neue zu kaufen. Zudem mussten die Ziegen meines Urgroßvaters zweimal am Tag gefüttert und gemolken werden. Diese ganzen vielen Aufgaben hat meine Mutti aus Liebe zu ihrem Mann bewältigt. Dafür bewundere ich sie noch heute.

1928 starb dann mein Urgroßvater und wenig später brannte die Mühle ab. Als ich im September 1928 geboren wurde, war es in der kleinen Wohnung unerträglich eng geworden.

Große Wohnungsnot

Da das Mühlengrundstück nach dem Brand freistand, reifte der Traum vom Hausbau. Doch meine Eltern besaßen keine Ersparnisse. Also beschlossen die Eltern meiner Mutter, obwohl sie acht Kinder hatten, ihrer Zweitältesten die Mitgift auszuzahlen. So konnte der Grundstock für die Anzahlung unseres Hauses, gelegt werden.

Aufgrund der großen Wohnungsnot wurde nur der Bau eines Mehrfamilienhauses genehmigt, um für zwei weitere Familien den dringend benötigten Wohnraum zu schaffen. Das Geld für das Vorhaben schoss die Baugenossenschaft vor. Meine Eltern zahlten bis Anfang der 80er Jahre den Kredit ab. Es war nicht einfach.



Waltraud mit Bruder Siegfried

Denn der Betrieb (Blema Kircheis), in dem mein Vater arbeitete, meldete Kurzarbeit an. Um Geld zu verdienen, entschloss sich mein Vater Montagearbeit anzunehmen. Er wurde auch im Ausland eingesetzt und so mussten wir ihn oft lange entbehren. Doch die Abzahlung des Hauses wäre ohne diese gut bezahlte Arbeit unmöglich gewesen.

Als wir 1930 ins neuerebaute Haus einzogen, arbeitete mein Vater gerade in Rio. So mussten Mutter und Großvater den Einzug allein stemmen. Als Vater endlich aus Brasilien heimkehrte, soll ich ihn nicht erkannt und als Onkel begrüßt haben. Meine Mutter überbrückte die lange Trennungszeit mit bewundernswertem Frohsinn. Unsere Kindheit empfanden mein Bruder und ich deshalb als unbeschwert.



Waltraud mit Siegfried und Mutter

In unserem Haus wohnten noch zwei Familien mit insgesamt vier Kindern. So gab es nie einen Mangel an Spielgefährten. Als 1935 mein Onkel heiratete, wurde die kleine Mansardenstube für meinen Bruder frei. Nun hatte ich im Schlafzimmer meiner Eltern das Bett für mich allein.

50 Kinder in einer Klasse

In diesem Jahr wurde ich auch eingeschult. Ich lernte gern. Ab der 4. Klasse waren wir dazu angehalten, bei der Ernte mitzuhelfen. Ich erinnere mich, dass mein Rücken in den ersten Tagen durch die ungewohnte Arbeit schmerzte. Doch wir hatten viel Spaß. Als der 2. Weltkrieg begann, mussten auch viele Lehrer an die Front. Deshalb wurden die Klassen zusammengelegt. 50 Kinder in einer Klasse waren nun keine Seltenheit mehr. Jeden Montag gab es einen Fahnenappell und wir sangen die Nationalhymne mit gehobenem Arm.



Im Sportunterricht wurde auch bei Minusgraden zehn Minuten Morgengymnastik im Freien durchgeführt. Wir hatten nur unser dünnes Turndress an, denn wir sollten abgehärtet werden. Es war ein Wunder, dass kein Kind krank wurde. Im Unterricht verwendete man viel Zeit für die Kriegsberichterstattung. Es war verboten, Fremdwörter zu benutzen. Das Radio wurde zu einem Rundfunkempfänger. Für die Jungmädchen (Jungmädelsbund) konnte mich keiner begeistern. So trug ich nie eine braune Uniform. In den Kriegswintern hatten wir zu unserer

Freude oft kältefrei, denn an Heizung musste gespart werden. Es gab Lebensmittelmarken und Kohlekarten. 1943 wurde mein lieber Onkel Walter, der Bruder meiner Mutter, mit nur 22 Jahren in Stalingrad vermisst.

Die Einberufung blieb meinem Vater zum Glück erspart, denn seine Firma ließ ihn mit Erfolg zurückstellen. Doch 1942 wurde mein Bruder nach Abschluss seiner kaufmännischen Lehre zu den Soldaten eingezogen. Zum Glück überlebte er und absolvierte nach dem Krieg die Lehrerbildungsanstalt. Er wurde sogar Schuldirektor. Leider verstarb er mit nur 47 Jahren an einem Herzinfarkt.

Zu Verwandten in die Bäckerei

Meine Schulzeit ging 1943 zu Ende. Für jedes Mädchen war ein Pflichtjahr vorgeschrieben. Meine Eltern meinten es gut und gaben mich zu Verwandten in eine Berliner Bäckerei. Ich hatte anfangs viel Heimweh und durfte trotzdem erst im Sommer 1944 ein paar Tage nach Hause fahren. Ich war ja mit 14 Jahren noch ein Kind, nur 1,45 Meter groß und wog bloß 45 Kilo. Doch ich musste 5 Uhr früh aufstehen und den ganzen Tag arbeiten. Meine Verwandten hielten Hühner, Puten, Gänse und besaßen einen schönen großen Garten. Es gab noch einen Lehrling, zwei Gesellen und eine Hausangestellte. Viel war zu tun, denn die Bäckermeister aus umliegenden Orten wurden immer öfter an die Front geschickt und unsere Bäckerei musste auch die Versorgung dieser Gemeinden mit übernehmen.

Außerdem zog eine militärische Einheit im Ort ein. Am Ortsausgang wurde für die Wehrtüchtigung und zur Unterbringung von Fremdarbeitern ein großes Lager gebaut.

Alle diese Leute sollten von uns mit Brot und Backwaren versorgt werden. So war es notwendig, dass rund um die Uhr in 2-Schichten je 12 Stunden gearbeitet werden musste. Wir schufteten alle bis zur Erschöpfung. Erschwerend kam der Fliegeralarm hinzu, der uns immer mehr den Schlaf raubte. In der Backstube wurde trotzdem gebacken.

Einstellung des Schulbetriebes

Nach dem Pflichtjahr hatte ich mich eingelebt und beschloss, Verkäuferin zu werden. Zwar kannte ich mich im Laden schon aus, musste aber nun die Berufsschule besuchen. Einmal pro Woche fuhr ich mit einer Kollegin aus dem Nachbarort mit dem Rad rund 7 Kilometer bis Dahlewitz bei Berlin und von dort mit der S-Bahn bis zur Bornholmer Straße. Ab Mittag hatten wir dann in einem Schulgebäude an der Friedrichstraße Unterricht.

Inzwischen waren Bombenangriffe am helllichten Tag keine Seltenheit mehr. Einen Tag werde ich nie vergessen. Wir waren gerade in der Berufsschule angekommen, da mussten wir wegen Fliegeralarm gleich in den Luftschutzkeller. Überall schlugen die Bomben ein. Als wir nach vier Stunden wieder auf die Straße kamen, war es

Nacht, obwohl es Tag war. Wir wollten nach Hause. Doch wie sollten wir durch das brennende Berlin den Weg finden? Die Sonne war verdunkelt und es war kalt. Grausame Anblicke boten sich uns. Es gab überall Leid ohne Ende und kaum jemanden, den wir nach dem Weg fragen konnten. So trotteten wir durch das finstere, zerstörte und nur von Flammen erhellte Berlin bis Marienfelde. Dort fuhr endlich eine Bahn. 22 Uhr kam ich völlig erschöpft und rußgeschwärzt zu Hause an. Dies war mein letzter Berufsschultag. Der Schulbetrieb wurde eingestellt. Meine Prüfung konnte ich erst 1946 ablegen.

Flucht in die umliegenden Wälder

Als die Front näher rückte, verbrachten wir die Nächte nur noch im Luftschutzkeller. Panzerfäuste wurden im Ort verteilt und Panzersperren sollten den Feind aufhalten. Die Jungs vom Wehrtüchtigungslager sammelten alle verfügbaren Fahrräder im Dorf ein und erhielten den Befehl, sich per Rad dem Feind entgegenzustellen. Dabei verloren die Jugendlichen samt ihrem Ausbilder in Wünsdorf ihr Leben. Mir tun die armen Jungen heute noch leid. Sie waren erst 16 oder 17 Jahre alt.

Aus Angst vor den Russen flohen viele Leute in die umliegenden Wälder. Mein Onkel Hans sagte jedoch: *„Wir haben nichts verbochen. Wir bleiben auf unserer Scholle.“* Was war das für ein Trugschluss. Eines Morgens hatte es wieder Fliegeralarm gegeben. Diesmal wurde nicht mehr ge-

backen. Wir hatten uns alle im Keller versteckt. Da kamen russische Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett zu uns und jagten uns auf den Hof.

Wir konnten nur zusehen, wie sie sich unserer Sachen bedienten. Letztlich blieb uns nichts mehr, was einen Wert besaß. Am Abend wurden wir wieder in den Keller geschickt. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Jetzt kamen die sowjetischen Soldaten und forderten Frauen und Mädchen auf, mitzukommen. Im Keller saßen auch Flüchtlinge.

Ich erinnere mich, wie sich ein Vater schützend vor seine erst 12-jährige Tochter stellte. Aber es half nichts. Man schoss den Vater einfach an und nahm das arme Kind mit. Auch ich musste mit. Man schaffte uns ein paar Häuser weiter. Alles war dunkel und man leuchtete uns ins Gesicht. Dann wurden wir einzeln in ein Zimmer gezerrt. Ich habe gezittert und geweint. Mein Leben schien zu Ende zu sein. Und dann kam die Wendung.

Ich hatte großes Glück. Ein Offizier erbarmte sich meiner, vielleicht weil ich so jung aussah, nahm mich an die Hand und führte mich heim. Dort erklärte er mir, ich solle sagen: „я болен“ (Ich bin krank). Er schrieb es noch an die Hauswand. So würde man mich nicht anfassen.

Nachdem ich mich bedankt hatte, versteckte ich mich zwischen den Mehlsäcken. Dort hatte sich auch meine Tante verkrochen.

Auf den Weg ins Ungewisse

Es war nicht mehr auszuhalten, da die Russen Jagd auf Mädchen und Frauen machten und begannen Mehl, Speckseiten, Rauchfleisch und Eingemachtes abzutransportieren. Wir waren zu zehnt auf dem Weg ins Ungewisse. Unser Habe hatten wir am Leib. Ich trug nur Filzschuhe an den Füßen. Da entdeckte ich die Erika – unsere Reiseschreibmaschine – und nahm sie mit.

Zuerst liefen wir in Richtung Westen. Wenn sich die Tiefflieger näherten, flüchteten wir immer schnell in den Straßengraben. Am Nachmittag kamen wir plötzlich an eine Sperre der Russen: „*Stoi! (stehen bleiben), Front! Zurück!*“ Die streunenden Kühe im Ort waren in Federn gehüllt. Die Soldaten hatten wohl alle Federbetten im Dorf aufgeschlitzt.

Am späten Abend kamen wir wieder daheim an und ein russischer Soldat fragte, ob ich ein Akkordeon habe und wo der Schlüssel dazu sei. Mir war gar nicht aufgefallen, dass er fehlte. Also nahm mir der Soldat den Kasten mit der Schreibmaschine aus der Hand und warf ihn wütend die Kellertreppe hinab. Er zeigte auf ein Mädchen, das ihn wieder hochholen sollte. Wir ahnten Schreckliches. Wie von Taranteln gestochen, rasten wir vom Hof. Nur raus aus dem Ort. In einer Heumiete (Haufwerk) übernachteten wir, um am nächsten Tag und diesmal endgültig, in den Wäldern unser Heil zu suchen.

Auf der Flucht

Nun waren wir doch auf der Flucht, die wir ursprünglich vermeiden wollten. Eine Oma mit einem zwei Monate alten Baby hatte sich zu uns gesellt. Sie wusste nicht, wo ihre Tochter geblieben war, nachdem sie die Sowjets verschleppt hatten. Für das arme kleine Wurmchen hatten wir oft nur Grabenwasser zu trinken, so schrie es fast den ganzen Tag. Wir blieben im Schutze des Waldes und flohen nach Westen. Onkel Hans ging als einziger in die Ortschaften, um bei Bäckerkollegen etwas Brot zu besorgen.

Vor Beelitz ernteten wir Spargel und freuten uns, als wir einen leeren Bleheimer fanden, in dem wir das gute Gemüse zubereiten konnten. Nie wieder schmeckte mir Spargel so gut, wie diese ungeschälten, ohne Salz im alten Bleheimer gekochten Stangen. Hunger ist doch der beste Koch. Tagelang waren wir auf der Flucht, schliefen viele Nächte nur wenige Stunden auf Reisig und Kiefernadeln. Vor Borkheide standen plötzlich wieder deutsche Soldaten. Sie nahmen uns bis Reetz mit.

Dort durften wir eine Nacht in einer Baracke übernachten. Hier lagerten Socken und Spikes und andere Sachen. Man sägte die Stifte von den Spikes ab und ich hatte endlich Lederschuhe. Die Sohlen meiner Filzschuhe waren längst durchgelaufen. Socken durften wir uns auch mitnehmen. Die Oma mit dem Baby blieb zurück, sie konnte vor Erschöpfung nicht mehr weiter.

Die Straßen waren verstopft. Es war ein einziges Chaos, ein Durcheinander von Zivilisten und Militär. Wir erreichten die Elbe und fanden in der Gemeinde Ferchland ein Gartenrestaurant. Gartentische und Stühle dienten uns als Warte- und Schlafstelle. Wir waren nicht die ersten, die sich hier niederließen. Alle warteten auf die Gelegenheit, per Schiff auf die andere Seite zu kommen. Dort war schon der Amerikaner. Immer, wenn die Fähren von West nach Ost fuhren, strömten alle den Abhang zur Elbe hinunter und hofften, diesmal mitgenommen zu werden.

Doch es durften immer nur verwundete Soldaten mit, ein Ziviltransport folge, hieß es. Auf den Dorfstraßen standen Militärfahrzeuge. Die Lkws waren gefüllt mit Proviant. Manche Leute hamsterten säckeweise Büchsen Coca-Cola, konnten ihre Beute aber letztlich nicht mitnehmen. Immerhin mussten wir in diesen 4 oder 5 Tagen Wartezeit nicht hungern.

Der Ziviltransport wurde von Tag zu Tag verschoben und manche Familie baute sich selbst Flöße, um die Elbe zu überqueren. Das ging nicht immer gut. Es spielten sich auch Tragödien ab.

Freiwillig ins Internierungslager

Magret, ein Mädchen aus unserem Dorf, kam auf eine Idee. Sie besaß einen Rot-Kreuz-Ausweis und fragte einen Begleitoffizier auf dem Fährschiff, ob es eine Möglichkeit gebe, mit aufs Schiff zu kommen. Er gab uns den Rat:

„Sagt, dass ihr euren DRK-Ausweis verloren habt.“ Doch unsere Leute wollten lieber auf den Ziviltransport warten.

Wir zwei Mädchen stiegen jedoch auf die Fähre. Dann warteten wir auf der Westseite auf unsere Truppe. Magret sprach etwas Schulenglisch und konnte so zwei Amis nach dem Ziviltransport fragen. Davon war ihnen nichts bekannt. Doch sie schickten uns am Abend zu einer Scheune, damit wir beim Ausgangsverbot ein Dach über den Kopf hatten.

Am nächsten Morgen gingen wir gleich zur Elbe und erschrakten, weil auf der Ostseite die Rote Armee war. Was war nur mit unseren Leuten passiert? Wir machten uns große Sorgen.

Wir wollten jedoch keinesfalls zurück. Margret verhandelte mit den amerikanischen Fahrern, die die Verwundeten nach Gardelegen (Stadt in Sachsen-Anhalt) ins Lazarett brachten. Sie nahmen uns mit. Auf der einen Seite war das Lazarett, auf der anderen der Flugplatz. Dort befand sich auch ein Internierungslager, zwei große Zelte für Ärzte, Krankenschwestern und Sanitäter.

Wir stellten uns zur Aufnahme am Ende der Schlange an und bekamen einen provisorischen Ausweis. So hatten wir Unterkunft und Nahrung. Es ging uns gut. Abends fanden sich am Lagerfeuer genügend Akteure, die einen bunten Abend gestalteten: Stepper, Coupletsänger, Artisten. Wir fühlten uns geborgen.

Neben mir schlief Lilli von Finkenstein, die eine Flucht aus dem Lager plante. Bekannte wollten ihr von draußen helfen. Das verriet sie mir und schenkte mir eine wunderschöne Schafwolldecke mit kariertem Überzug und ein kleines schwarzes Kleid. Wir hatten die gleiche Kleidergröße. Lillys Flucht gelang. Und ich hatte endlich ein Kleid zum Wechseln.

Unser Zelt beherbergte 24 Krankenschwestern. Eine Polin, ein verrücktes Huhn, drehte sich abends die Haare mit Papierwickel ein. Früh nach dem Auswickeln wuschelte sie ihre Haare durcheinander und lief quer durchs Zelt. Kurze Zeit später mussten wir alle feststellen, dass sie Läuse verteilt hatte. Wir ließen uns auf der Latrine Terpentin über den Kopf gießen und es einwirken. Es war eine scheußliche Tortur, doch geteiltes Leid ist halbes Leid.

Es war ausgesprochen schönes Maienwetter, nur die Nächte waren kühl. Damit wir nicht froren, brachte man uns eines Abends zu Baracken auf dem Lazarettgelände. Da war es schön warm. Doch als das Licht ausging, platschten die Wanzen von der Decke auf uns herab und wir flüchteten wieder in unser kaltes Zelt.

Ins Flecktyphus Lazarett

Eines Tages wurden einige Ärzte, Sanitäter und Schwestern ausgesucht, um in der Gemeinde Hillersleben Dienst zu tun. Magret und ich waren dabei.

Nach unserer Ankunft mussten wir uns zum Appell aufstellen. Der Captain, ein Jude, eröffnete uns, dass dies ein Flecktyphus Lazarett sei, und wir sollten gewissenhaft arbeiten. Er drohte, dass für jeden Kranken, den wir sterben ließen, einer von uns sterben müsste. Außerdem seien wir hier schon auf russischem Terrain und befänden uns nur noch begrenzte Zeit unter amerikanischer Aufsicht.

Nicht schon wieder, dachte ich. Anschließend wurden wir durch alle Kleideröffnungen mit Läusepulver besprüht, eher vernebelt und dann ging es in den Keller des Krankenhauses. Nach kurzer Einweisung konnten wir Fieber messen, Schieber entleeren und den ausgemergelten Menschen ein wenig Beistand leisten.

Nach 6 Tagen ging es allerdings zurück nach Gardelegen, jedoch nur, um am nächsten Tag das Lager zu räumen. Denn die Sowjets nahmen auch dieses Gebiet in Besitz.

Königslutter bei Braunschweig war unser Ziel. Wir wurden in Baracken auf dem Lazarettgelände untergebracht. Hier konnten wir uns frei bewegen. Doch auch hier sprachen die Leute vom bevorstehenden Einzug der Russen. Sollte der Alptraum nie enden?

Nun blieb auch noch Magrets Bett leer. Sie hatte sich ohne ein Wort des Abschieds abgesetzt. Man sagte, sie sei nach Helmstedt zu einem Fourier (Unteroffizier, der für Unterkunft und Verpflegung zuständig ist) gezogen.

Haushaltshilfe bei Frau Doktor

Mich plagten glucksende Schmerzen am Hinterkopf. Es war ein Furunkel, ich nahm es nicht ernst. Da hörte ich, wie sich zwei Krankenschwestern darüber unterhielten, dass es mit dem Lkw klappen würde, der sie nach Köln bringen sollte. Ich bat sie, mich mitzunehmen. Das kostete 50 Mark pro Person. Da ich keinen Pfennig besaß, versprach ich ihnen, mir sofort Arbeit zu suchen und das Geld dann zu bezahlen. Sie glaubten mir und ab ging es nach Köln, besser gesagt nach Hermülheim. Dort wohnte eine der Krankenschwestern.

Als wir angekommen waren, ließ mir das Furunkel am Kopf keine Ruhe. Ich konnte kein Auge schließen und man riet mir, zum Arzt zu gehen, der gerade im Nachbarhaus war. Der Doktor war ein fülliger, älterer Herr und schaute sich das Wehwehchen an. Er bestellte mich nachmittags in seine Praxis, denn eine OP war nötig.

Ich bekam einen hübschen Kopfverband und wurde gefragt, ob ich nicht bleiben wolle. Denn der Doktor suchte eine Hausgehilfin. Man bot mir 30 Mark im Monat plus Unterkunft und Verpflegung. Ich sagte zu, denn ich hatte so ein Dach über dem Kopf und konnte meine Schulden zurückzahlen. Also zog ich noch am selben Tag beim Doktor ein. Die einzigen Formalitäten, an die ich mich erinnere, war die Anmeldung beim Arbeitsamt Frechen. Dort sagte man mir, dass diese Arbeitsstelle eine Klausel der

sofortigen Kündigung enthalte. Das gab mir zu denken und mir wurde bald klar, was es bedeutete. So nett der Doktor war, seine Frau war hart und unbarmherzig. Die Frau Doktor, wie sie angesprochen werden wollte, hatte vom Krieg nicht viel abbekommen, nur einmal sei ihr durch eine Erschütterung eine Tasse vom wertvollen Kaffeeservice zerbrochen. Sie konnte sich also gar nicht in meine Lage hineinversetzen.

In der Villa hatte ich jeden Tag ein Zimmer zu reinigen. So, gründlich, wie man es sonst nur beim Frühjahrsputz tut. Auch die Matratzen ihrer Betten mussten jeden Tag gewendet werden. Frühstück war punkt 9 Uhr, Mittagessen 14 Uhr, Abendbrot 18 Uhr. Manchmal nahm ich mir im Keller eine Kartoffel vom Vortag, weil ich schon vor 9 Uhr Hunger hatte. Die Arbeit war hart und erst 21 Uhr beendet. Dann fiel ich auch müde ins Bett.

Der Doktor sah, wie ich schuftete, ich konnte mal ein Gespräch belauschen. Er warf seiner Frau vor, mir zu viel aufzubürden und riet, noch ein Mädchen einzustellen. So kam Marianne ins Haus, wir verstanden uns gleich und mein Los wurde leichter. Marianne hatte aber bald die Launen der Frau Doktor satt. *„Wir sind ja nur Putzfrauen für diesen Drachen“*, sagte sie und kümmerte sich um eine andere Arbeitsstelle für uns. Ihre Schwester arbeitete in Brühl auf dem Arbeitsamt und besorgte uns eine neue Stellung. Ich kam in eine Badeanstalt zu einer warmherzigen Familie. Der Vater war Physiotherapeut, der Sohn

Masseur und die Tochter Hebamme. Die Mutter war leider herzkrank. Hier arbeitete ich gerne, nur mit 30 Mark im Monat kommt man auf keinen grünen Zweig. Ich hatte mir inzwischen von dem karierten Deckenbezug ein Kleid nähen lassen. Aber ich besaß außer meinen Soldatensocken und den Spikes keinen Wechsel für die Füße. Auch meine Unterwäsche bestand fast nur noch aus Stopfstellen. Zum Glück ist das Rheinklima auch im Dezember warm, sodass ich ohne lange Strümpfe nicht fror.

Lebenszeichen

Im September fanden sich Leute, die im Krieg nach Aue evakuiert worden waren und nun ihre Sachen holen wollten. Das war eine gute Gelegenheit, meinen Eltern ein Lebenszeichen zukommen zu lassen. So wussten sie endlich, wo ich war. Sie gaben den Leuten 200 Mark für mich mit. Nun konnte ich meine Schulden bezahlen. Auch kaufte ich Nähgarn und andere Kleinigkeiten.

Bald ging auch die Post wieder hin und her. So erfuhr ich, sieben Monate später, was aus meinen Berliner Verwandten geworden war. Als die Rote Armee anrückte, war es ihnen gelungen, Richtung Tangermünde zu fliehen. Noch vor der Sprengung der Brücke waren sie auf die Westseite gelangt und zu meinen Eltern gefahren, die in großer Sorge um mich waren. Denn sie wussten nicht, wo ich bin. Meine Verwandten waren inzwischen wieder zu Hause. Alles schien sich zu normalisieren. Ich wollte heim.

Wieder in der Bäckerei

Am 2. Weihnachtsfeiertag ergab sich die Gelegenheit, mit einer Bekannten zu meinen Berliner Verwandten zu reisen. Danach wollte ich zu meinen Eltern. Ab Köln fuhren wir mit der Bahn bis zu der Grünen Grenze und passierten diese neben einem Heuwagen versteckt bei Heiligenstadt. Dann ging es zu Fuß auf der Landstraße weiter. Manchmal nahm uns ein Lkw mit, stückweise fuhr auch mal die Bahn. Wir haben einfach unter freiem Himmel oder in halbverfallenen Scheunen geschlafen.

Silvesterabend kamen wir erschöpft in Berlin an. Dann trennten sich unsere Wege. Meine Bekannte musste nach Norden, ich südwärts. In Dahlewitz angekommen, hatte ich Angst, allein durch den Wald zu laufen. Es waren noch 9 Kilometer Fußweg zu bewältigen. Ein Radfahrer nahm mich ein Stück auf dem Gepäckträger mit. Unter der Autobahnbrücke bei Jühnsdorf kam mir mein Onkel Erich entgegen, den ich vor lauter Freude fast erdrückte. Er sagte, dass Tante Elfriede bei ihrer Schwester Else wäre.

Die Wiedersehensfreude war groß und ich bekam gleich ein Kleid geschenkt. *„Gut, dass du wieder da bist. Ich möchte gern noch ein wenig nach der Feier ausruhen. Kannst du nicht gleich am 2. Januar den Laden übernehmen?“*, fragte mich Tante Elfriede. So blieb ich in Schulzendorf hängen. Erst im Sommer besuchte ich meine Eltern. Wir hatten uns zwei Jahre nicht gesehen.

Im Bäckerladen gab es wenigstens Brot zu essen, wofür andere auf Hamsterfahrt gehen mussten. Wir konnten uns Mehlsuppe kochen. Kartoffeln bekamen wir vom Bauern. Einer Zudelsuppe stand nichts im Weg. (Hier wurden rohe Kartoffeln geschält, fein gerieben und ins kochende Wasser gegeben.) Die liebten alle sehr. Auch auf der Herdplatte gebackene Puffer waren ein Gedicht. Anfangs gab es kaum Fett.

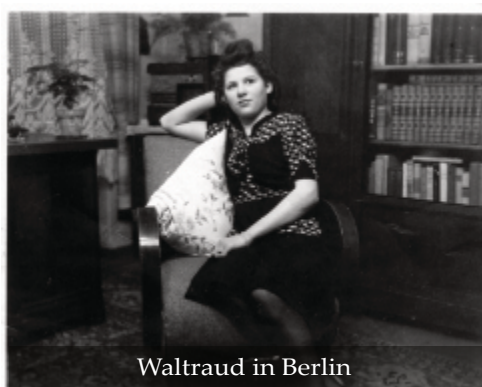
Täglich kamen nun Berliner in den Laden und bettelten um eine Stulle, wir gaben ab, aber es wurden so viele, dass wir manchmal nein sagen mussten, auch wenn es weh tat. Am Monatsende wurde anhand der geklebten Brotmarken abgerechnet. Manko (Fehlbetrag) durfte nicht sein. Kontrollen kamen regelmäßig.

Wir züchteten nun wieder Gänse, Hühner Kaninchen und hatten eine Ziege. Ich lernte die Ziege zu melken und Butter zu machen. Zwei Schweine kauften wir auch. Der Garten wurde intensiv genutzt. Es gab sehr viel Arbeit, aber der Speiseplan wurde reichhaltiger und nahrhafter. Es ging langsam voran, mal wurde getauscht, mal ein Zuckersack aufgetrennt und aus der Wolle Sachen angefertigt, bei Kerzenschein, wegen der Stromsperre.

Ich bekam ein Paar Schuhe geschenkt, die taten meinen Füßen aber nicht gut. Ein Nachbar schnitzte mir ein Paar Pantoletten und nahm eine alte Tasche für das Oberteil. Er baute mir auch ein Fahrrad mit Vollgummirädern.

Als das Rad dann später Luftbereifung erhielt, fuhr ich abends im Sommer mit der Ziegenwolle über Land.

Eines Tages kam eine Klavierlehrerin aus Berlin, um etwas Essbares zu erbitten. Dann sah sie unser Klavier und fragte, ob jemand Unterricht nehmen wolle. Ich wollte. Meine Tante hatte nichts dagegen. So erhielt ich einmal die Woche eine Stunde Unterricht. Jeden Abend übte ich, Notenblätter bekam ich von der Lehrerin. Mir machte es Spaß. Nach einem Jahr konnte ich schon bei Stromsperre den Donauwalzer spielen. Leider wurde das Klavier dann vom Eigentümer abgeholt. Er hatte es wegen der Bombenangriffe bei uns abgestellt.



Mein Vater holt mich nach Hause

1948 lernte ich Lilo aus Blankenfelde kennen. Ich bekam nun sonntags ab und zu frei, um sie zu besuchen. Wir wanderten, gingen baden und verstanden uns richtig gut. Sie meinte, ich würde in Schulzendorf versauern.

Anfang 1949 hatte sie in Westberlin eine Bäckerei gefunden, die eine Verkäuferin suchte. Ich war begeistert. Hatte ich doch zu Lilos Geburtstag ihren Cousin kennengelernt, der in Westberlin wohnte und den ich sehr sympathisch fand. Ich wollte ihn öfter sehen. Meiner Tante Elfriede gefiel dieser Gedanke ganz und gar nicht. Sie ließ meinen Eltern berichten, dass sie keine Verantwortung übernehmen wolle.

So stand mein Vater bald vor der Tür, um mich heimzuholen. Er sagte: *„Es wird Zeit, dass du endlich nach Hause kommst. Wir haben eine große Tochter und doch keine. Bei uns in der HO (staatliche Handelsorganisation in der DDR) kannst du wenigstens was verdienen, 220 Mark im Monat.“*

Die Wiedersehensfreude war groß. Ich hatte auch eine kleine Schwester bekommen, die sehr süß war. Ich wurde in der HO eingestellt und konnte nun für meine Aussteuer sorgen. Einmal Bettwäsche kostete einen Monatslohn. Bei meinen Verwandten hatte ich nur 20 Mark im Monat verdient.

Meine Eltern verlangten kein Kostgeld und freuten sich, dass ich so sparsam war. Zum Ausgehen hatte ich keine Lust, nur baden ging ich gern.

Ende 1949 ließ ich mich von meiner Freundin überreden, mal mit zum Tanz zu gehen. Das pendelte sich ein und wir gingen jeden Sonnabend fort. Beim Tanz lernte ich 1950 Kurt kennen.

Urlaub mit Kurt

Im August verlebten wir zusammen eine Woche Urlaub. Per Fahrrad ging es auf der Autobahn mit Rückenwind nach Pillnitz. Wir legten die 125 Kilometer in 6 Stunden zurück. Nur zwei Autos begegneten uns. Wir logierten im „Goldenen Löwen“. Jeder hatte ein eigenes Zimmer, gesetzestreu, es wurde ja auch kontrolliert. Fröhlich ging es zur Elbe und Frühstück gab es auf dem Schiff der Weißen Flotte. Die Fahrten waren preiswert. Mit Wandern verging die Woche wie im Flug.

Am Tag der Heimreise goss es jedoch in Strömen. Und es stürmte. Wir hatten aber kein Geld mehr für eine Bahnfahrt. Und am nächsten Tag mussten wir arbeiten. Also auf die Sattel und los! Wir waren weit und breit allein auf der Autobahn. Teilweise gab es so einen Gegenwind, dass wir das Rad schieben mussten. Als es dunkel wurde, ließen wir den Dynamo aus, um nicht zusätzlich gebremst zu werden. Bei der Autobahnabfahrt Hartenstein stand dann plötzlich die Polizei und verlangte 5 Mark, unser letztes Geld, weil wir ohne Licht fuhren. Total erschöpft fielen wir abends in unser Bett.

Heirat, Umzug, Kinder

1951 wurde geheiratet. Dann kam unsere Tochter zur Welt. Wir kochten bei Opa in der Küche und wohnten in einer kleinen Mansardenkammer. An eine Wohnung war

nicht zu denken. Wir erhielten nur Absagen. Kurt fuhr schließlich zur obersten Wismut Verwaltung und erreichte, dass wir einige Monate später eine schöne kleine Zweiraumwohnung auf dem Zeller Berg im Braille-Block erhielten. Im Wohnzimmer stand der Küchenschrank, den uns meine Eltern bei einem Tischler anfertigen ließen. Eine saubere Arbeit. Wir hatten Tisch und Stühle, Ehe- und Kinderbett, für den Anfang perfekt. Nach drei Jahren konnten wir unser Wohnzimmermöbel kaufen. Danach blieben noch 2,53 Mark in der Geldbörse. Aber wir hatten ja gelernt, mit wenig Geld auszukommen und trotzdem gutes Essen auf den Tisch zu bringen.

Als unser „Stammhalter“ dann auf die Welt kam, musste er im Kinderwagen schlafen, bis wir auf dem Kobaltplatz in eine 2,5-Raumwohnung umziehen konnten. Nun hatte endlich jeder ein Bett und wir waren froh, glücklich und zufrieden. Lange sollten wir da aber nicht wohnen bleiben. Es verschlug uns nach Premnitz und dann wieder zurück in unser Haus nach Alberoda. Doch das sind andere Geschichten.

Wunsch

Ich wünsche mir Gesundheit und Wohlergehen für die ganze Familie. Ich habe zwei Kinder, zwei Enkel und zwei Urenkel, auf die ich stolz sein kann. Sie sollen in Frieden aufwachsen. Meinem Sohn bin ich dankbar, dass er es mir ermöglicht, in unserem Haus alt zu werden.

Roland, Jahrgang 1925, wuchs in den ersten Lebensjahren in Zschorlau bei den Großeltern auf. Seit 71 Jahren lebt er in Aue auf dem Zellerberg in einer Zweiraumwohnung. Hier fühlt sich der Heimatfreund wohl und kennt keine Langeweile. Trotz vieler Tiefschläge im Leben bewahrte er sich Lebensfreude und Humor.

Roland dichtet, zeichnet und erfreut jeden Mittwoch im Club die Senioren mit dem „Wort zum Mittwoch“, einem meist satirischen, lustigen Gedicht. Mit 99 Jahren ist er noch voller Tatendrang. So stellte der Autor zahlreicher Hefte aus der Reihe „Unsere Heimat“ 2024 einige seiner Werke, wie Schnitzereien, Bilder und Zeichnungen im Stadtmuseum Aue aus.

Roland lebt nach dem Motto:

*„Der beste Dank, daran sei stets gedacht,
ist Arbeit, die anderen Menschen Freude macht.“*

Bereits im Band 1 „Geschichten machen Mut“ gab der gelernte Graveur einen Einblick in sein bewegtes Leben, um anderen Menschen Mut zu machen. Hier folgt nun die Fortsetzung seiner spannenden Geschichte.

Menschlichkeit bewahren

Verwundung

Ich war durch einen Granatsplitter an der linken Schulter verletzt worden. Der Splitter, so meinte der Doktor, säße im Fleisch und zum Entfernen war keine Zeit. Er schickte mich in die obere Etage zu einem Feldwebel. Für mich war der Fall klar: Ich sollte so schnell wie möglich wieder an die Front. Kommt nicht in Frage, dachte ich mir und begegnete einem Soldaten, der an einem Hauseingang lehnte. Sein ganzes Gesicht war verbunden und seine Augen sagten mir genug. Um seinen Hals hing ein Zettel mit der Aufschrift „Reservelazarett 2 Stettin“.

Mir wurde meine Aufgabe bewusst. Ich nahm mich seiner an. Auf der Straße ließ uns ein Volkssturmmann auf einen Kartoffelwagen aufsteigen. Wir erreichten die Oder und die mit Fahrzeugen vollgestopfte Brücke. Kaum hatten wir sie hinter uns gelassen, schleuderte uns eine gewaltige Explosion vom Kartoffelwagen und das wildgewordene Pferd jagte davon.

Man hatte die Brücke irrsinnigerweise in die Luft gejagt, um den Russen den Weg zu versperren und vorher keinerlei Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Alles, was sich auf der Brücke gerade befand, war in die Tiefe gestürzt.

Wir fanden das Lazarett in einer ehemaligen Schule. Doch es war völlig überfüllt. Meinem Kameraden versagten daraufhin die Kräfte. Auch mir wurde schwarz vor Augen. Seit zwei Tagen hatte ich nichts zu essen und zu trinken bekommen. Trotz heftiger Schmerzen übermannte mich der Schlaf. Es vergingen wohl Stunden. Da hörte ich im Unterbewusstsein eine Kommandostimme: *„Auf dem Bahnhof wird ein Lazarettzug bereitgestellt!“* Ich packte meinen Kameraden und zog ihn hinter mir her auf den Hof. Wir hatten Glück und wurden mitgenommen.

Auf dem Bahnhof herrschte eine große Drängelei. Keiner wollte auf diesem Pulverfass länger sitzen bleiben und in den Lazarettzug einsteigen. Einigen verwundeten Soldaten wurde in dem Gemenge sogar der Zettel vom Hals gerissen, der vom Hauptverbandsplatz ausgestellt worden war. Dieser Umstand ermöglichte mir jedoch die Mitfahrt in ein Heimatlazarett. Ich hatte mit dem neuen Kameraden auf einer Bettkante Platz genommen und wartete auf die Abfahrt des Zuges. Eine Krankenschwester notierte gerade die hinzugekommenen Verwundeten, als ganz unerwartet eine Detonation, und dann die zweite und dritte erfolgte.

Die Aufregung im Zug erreichte einen Höhepunkt, als der uns gegenüberstehende Güterzug getroffen wurde und in Flammen stand. Aus Angst sprangen einige Leute aus dem Zug und suchten unter den Waggonen Deckung. Keiner konnte ahnen, dass ausgerechnet nun eine Lok ange-

koppelt wurde. Eine Trillerpfeife gab die Abfahrt frei, ungeachtet der Menschen, die sich noch unter dem Zug versteckt hatten. Sie wurden wohl einfach überrollt. Erst als der Kanonendonner nicht mehr zu hören war, atmete ich auf. Der von mir in Obhut genommene Soldat mit dem zerschossenen Gesicht hatte seinen Kopf auf meine rechte Schulter gelegt, den ich mit meinem gesunden rechten Arm stützte.

Die schreckliche Nachricht

Die Sirenen gaben gerade Entwarnung, als in der Mittagsstunde der Lazarettzug in den Bahnhof von Bergedorf, einem der Vororte Hamburgs, einfuhr. Hier war wieder ein Schulgebäude als Hilfslazarett eingerichtet worden. Es war ein seltsames Gefühl, endlich wieder in einem Bett liegen zu dürfen, sich waschen und rasieren zu können, auch wenn die Schwestern dabei helfen mussten. Mit weiteren acht Verwundeten teilte ich mir das Klassenzimmer, wo noch immer die Landkarte vom Großdeutschen Reich hing.

Am gegenüberliegenden Kino warben große Plakate für den Revuefilm „Der weiße Traum“. Unwillkürlich musste ich an weiße Bohnen denken. Das Eintopfgericht hatten wir unmittelbar nach unserer Ankunft im Lazarett bekommen. Nach zweieinhalb Tagen Hungerkur erschien mir die Suppe wirklich wie ein weißer Traum. Die junge Hilfschwester erinnerte mich an Christel. Noch heute wollte

ich meiner Liebsten schreiben. Ich war ja zum Glück nur leicht verletzt, aber sie musste meine neue Adresse erfahren. Mein Gott, wie lange hatte ich schon keine Post mehr erhalten. Ich bat um Schreibzeug und Papier und wartete nach dem Absenden meines Briefes sehnsüchtig auf Antwort.

Einige Tage später kam endlich der ersehnte Brief. Doch er erschütterte mich tief. Christels Mutter teilte mir die schmerzliche Nachricht mit, dass meine Christel tot war, getroffen von einer Bombe bei dem Angriff auf Chemnitz am 5. März 1945. Es waren nur wenige Zeilen und einige Worte waren schwer zu entziffern, weil die Tränen ihrer Mutter auf das Papier gefallen waren. Sie hatte bereits ihren Mann und den Sohn im Kampf verloren und nun auch noch ihre Tochter. Was für ein Wahnsinn! Auch mir schossen die Tränen ins Gesicht. Der Brief fiel mir aus den Händen. Ich drehte mich auf die Seite und heulte wie schon lange nicht mehr. Dann schrie ich: *„Dieser Krieg! Dieser verdamnte Krieg!“*

Die junge Schwester wollte mir eine Beruhigungsspritze verabreichen, weil sie glaubte, ich hätte starke Schmerzen. Doch dann sah sie den Brief, hob ihn auf und verstand. Sie bat mich, solche Bemerkungen über den Krieg nicht mehr zu rufen. Sie wollte mir noch eine Spritze geben, aber ich lehnte ab und sagte: *„Geben Sie die Spritze einem, der sie nötiger braucht.“* Ich fiel in tiefe Trauer. Die Gedanken an meine liebe Christel wollten mich nicht verlassen. Aus

Verzweiflung rauchte ich Pfefferminztee und konnte keinen Schlaf mehr finden. Alles kam mir sinnlos vor. Dann wurde der Splitter aus meiner Schulter entfernt. Trotzdem spürte ich keine Kraft mehr im linken Arm. Jede Bewegung verursachte Schmerzen. „Möglicherweise hat man einen Nerv verletzt“, vermutete ein Stabsarzt. So sollte ich ins St. Georg Krankenhaus Hamburg überwiesen werden. Schon am nächsten Tag trabte ich mit dem Begleitschreiben in der Tasche zum Bahnhof. Doch ich wusste, bald würde ich wieder an die Front geschickt werden. Aber ich wollte nicht mehr für einen wahnsinnigen Führer mein Leben lassen und untertauchen.

Eine verrückte Idee

Kaum näherten wir uns Hamburg, da heulten die Sirenen erneut auf. Es war Fliegeralarm. Noch vom fahrenden Zug sprangen die Fahrgäste ab und suchten einen Luftschutzkeller auf. Das Flakfeuer setzte ein. In dieser hektischen Atmosphäre reifte in mir der Entschluss zur Flucht. Ich verschwand hinter einer Tür mit der Aufschrift „Herren“. Dann holte ich meine beiden Verbandspäckchen aus der Uniformjacke und legte mir einen Verband so an, dass jeder Kontrolleur sehen musste, dass es mir nicht möglich sei, meine Papiere vorzuzeigen. Es war nicht einfach, dies unter Schmerzen tun, doch ich hatte Zeit. Es war ja Fliegeralarm. Ich umwickelte mit den Zähnen meine Hand. Zum Schluss biss ich mir in das Handgelenk, sodass es blutete und meinen Verband durchtränkte. Nach der Ent-

warnung begab ich mich nicht wie befohlen ins Krankenhaus, sondern auf den Bahnsteig zur Weiterfahrt. Ich wollte nach Leipzig und muss wirklich mitleiderregend ausgesehen haben. Nicht nur eine Rotkreuzschwester half mir beim Einsteigen, auch ein Feldwebel bot mir seinen Platz an. Der ganze Zug war so überfüllt, dass eine Kontrolle gar nicht denkbar war. Erst als der Zug abfuhr, wurde mir bewusst, auf welches Risiko ich mich eingelassen hatte.

Die Fahrt wurde zur reinsten Nervenprobe. Bei jedem größeren Bahnhof gab es stundenlange Verzögerungen. Zweimal behinderte Fliegeralarm die Weiterfahrt. In Halle wurden wir auf ein Abstellgleis gestellt und die Lok abgehängt. In den Gängen gab es Geschubse und Gedränge. Die Leute wollten zu einem Güterbahnhof, von dem noch Züge fuhren. Auch ich ließ mich von dieser verrückten Idee anstecken und drängelte mich ins Freie. Ich irrte zwischen den Zügen umher und sah ein, dass ich eine große Dummheit begangen hatte.

Ich hatte den Zug verlassen und den Verband, der mich schützen sollte, weggeworfen. Ich besaß ja überhaupt keinen Beleg, keinen Urlaubsschein, Transportschein oder Auftrag. Ich hatte nichts in der Hand und musste schnellstens zurück und mir neue Verbandspäckchen besorgen. Ich wollte mir noch einmal so einen kunstgerechten Verband anlegen. „*Halt, stehen bleiben!*“, hörte ich eine Aufforderung. Ich drehte mich um und sah einen Wehrmachtsbeamten, der sein Gewehr auf mich gerichtet hatte.

„Hände hoch, vorwärts Marsch!“, kommandierte er. Verflucht, jetzt haben sie dich wieder und diesmal ohne Waffen und Papiere, schoss es mir durch den Kopf. Die Einweisung ins Krankenhaus Hamburg war das Einzige, was ich vorweisen konnte und mein Soldbuch. Doch was nutzte mir das alles in Halle? Die Einweisung war im Gegenteil der Beleg dafür, dass ich einfach durchgebrannt war. Das zweite Mal war ich also innerhalb von vier Wochen fahnenflüchtig geworden. Der Schreck saß mir in den Gliedern.

Der Beamte führte mich in ein Zimmer, das sich seitlich in einem Anbau des Bahnhofsgebäudes befand. An der Stirnseite des Raumes war ein Fenster, das weit geöffnet war. Es stank nach Zigarettenrauch. Der Beamte forderte mich auf, zu warten. Er wollte Meldung beim Vorgesetzten machen und ließ die Zwischentür offenstehen, um mich im Auge zu behalten. Mir wurde bewusst, dass es nur noch eine einzige Möglichkeit für mich gab.

Blitzartig sprang ich durch das geöffnete Fenster und rannte um mein Leben. Hinter mir riefen sie: „Haltet den Deserteur!“ Es folgten Schüsse. Doch kein Mensch hielt mich auf. So rannte ich über die Gleise in Richtung des Schnellzuges. Gott sei Dank stand er noch da und war noch nicht abgefahren. Keuchend erreichte ich den Zug. Ich erbat mir von einigen Soldaten Verbandspäckchen. Mein Ziel war die Toilette. Dort verwandelte ich mich wieder in einen Schwerverletzten.

Heimkehr nach Zschorlau

Die mir schon seit meiner Kindheit vertraut gewordenen Häuser, Gärten, Wiesen und Bäume links und rechts neben der Dorfstraße, die Mühle mit dem Mühlgraben, das Pfarrhaus mit dem schönen Obstgarten, wo mich der Pfarrer einst beim Äpfel stehlen erwischt hatte, empfangen mich. Ich war wieder zu Hause.

Als ich an der Schule vorbeikam, wurde ich unwillkürlich an den Lehrer mit der schwarzen SS-Uniform erinnert, der uns dazu aufgerufen hatte, die Neuordnung Europas auf dem Felde der Ehre mitzugestalten. Welch ein Hohn! Wie viele aus unserer Klasse hatten dies teuer mit ihrem jungen Leben bezahlt. Sie lagen verscharrt in fremder Erde.



Roland

Nun glich die Schule einer Friedhofskapelle. Der Unterricht war eingestellt, hatte sich als überflüssig erwiesen. Die Lehrer waren zur Front abkommandiert.

Das ganze Dorf schien wie ausgestorben. In den Schaufenstern der Läden gab es nichts weiter zu sehen, als große Plakate, die auf Sparsamkeit mit Kohle aufmerksam machten. Der darauf abgebildete schwarze Mann wurde als „Kohlenklau“ bezeichnet. Die wenigen Straßenpassan-

ten waren mir fremd. Sie waren wohl ausgebombte Bürger aus Großstädten oder Flüchtlinge aus Ostpreußen und Schlesien. Welch ein Widerspruch an einem so schönen Frühlingstag im April 1945, dachte ich. Die Menschen, von der Last des Krieges geprägt, ließen bedrückt und verängstigt die Köpfe hängen. Ihre Gesichter, gezeichnet durch Leid und Hunger, wirkten fast leblos. Doch die Natur zeigte sich von ihrer besten Seite. Alles grünte und begann zu blühen. Ich musste unwillkürlich an Goethes Osterspaziergang denken, an jene Worte, die Faust zu Wagner sagte:

*„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden, belebenden Blick.
Im Tale grünet Hoffnungsglück.“*

Mutter und Bruder würde ich bald wieder in die Arme schließen können. Der Empfang war herzlich und die Wiedersehensfreude unbeschreiblich. Doch meine Lage wurde mir bedrückend klar. Ich befand mich illegal daheim, gefährdete so meine Lieben und konnte auch keine Lebensmittelkarten in Empfang nehmen. Und die Rationen der Lebensmittelkarten reichten einfach nicht aus, um mich noch irgendwie satt zu bekommen. Es gab ja nicht einmal mehr das, was auf den Abschnitten ausgegeben werden sollte. Entweder hatten die Händler keine Ware, oder es wurde unter dem Ladentisch verschoben. Von meinem Bruder erfuhr ich, dass im Gasthof „Zum Ross“ eine militärische Einheit Quartier bezogen hatte. Seine

Freunde hatten gesehen, dass dort ein großer Lkw voller Lebensmittel von den Soldaten abgeladen worden war.

Zurück in die Uniform

Ich entschloss mich also entgegen meiner Absicht, vorzeitig mit dem Krieg Schluss zu machen, wieder der Armee anzuschließen. Ohne lange zu überlegen, zog ich die verhasste Uniform wieder an und erneuerte meinen Verband. Ich begab mich als versprengter Soldat, der sein Truppenteil verloren hatte, zum Dorfgasthof.

Der Stabsfeldwebel, dem ich meine erfundene Geschichte erzählen wollte, winkte schon nach den ersten Worten ab: *„Kenn ich, hast bestimmt lange nichts zu Fressen bekommen, stimmts? Wo ist eigentlich deine Waffe? Läufst ja rum wie ein Gefangener.“*

„Hat mir der Sanitäter abgenommen, Herr Hauptfeldwebel.“

„Oh ja, sehe dass du verwundet bist. Alle Achtung, du hättest dich ja auch verdrücken können.“

Bald stellte ich fest, dass es sich bei der Einheit um einen „Tross“ einer Versorgungseinheit handelte, die für den Verpflegungsnachschub der Front bestimmt war.

Nachdem ich wieder einen Karabiner erhalten hatte, nahm mich der Hauptfeldwebel mit ins Verpflegungslager, warf mir ein Kommissbrot, (ein einfaches, haltbares Brot zur Versorgung von Soldaten) eine Büchse Schmalzfleisch und eine Dose Butter zu und sagte: *„Na dann lass es dir mal schmecken. Über den Dienst reden wir später.“*

„Herr Hauptfeldwebel“, begann ich vorsichtig, „ich habe hier im Ort Verwandte, wo ich vergangene Nacht Unterschlupf gefunden habe. Wenn ich Sie bitten dürfte, dass ich vielleicht aus Dankbarkeit, ein halbes Brot. Sie wissen schon. Die Leute haben ja selbst nichts.“

Er winkte ab. *„Hättest du gleich sagen können.“* Er warf mir noch ein Brot und eine Büchse Fleisch in die Arme. *„Bis Morgen, 7 Uhr, wieder hier, klar?“*

Der Anblick der auf dem Tisch ausgebreiteten Lebensmittel erweckte bei meiner Mutter erst einmal Misstrauen. *„Das hast du doch nicht etwa gestohlen?“*, war ihre erste Reaktion. *„Mach mir bloß keine Schande, Junge.“*



Heinz

Ganz anders verhielt sich mein Bruder. Er holte gleich ein Messer und fragte, ob er mir auch ein Stück Brot abscheiden dürfte, und ob ich noch mehr davon organisieren könnte. Beim Essen erzählte ich den Hergang, und so kam mein Bruder auf die fixe Idee. Er meldete sich mit zwei seiner Schulkameraden beim Hauptfeldwebel.

Die Jungs fragten, ob sie sich nützlich machen könnten, da ja der Schulunterricht eingestellt war.

Große Dummheit

In diesem Moment wurde mir klar, dass ich mit meiner offenherzigen Berichterstattung eine große Dummheit begangen hatte. Was wussten diese Halbwüchsigen denn schon von den Gefahren eines Krieges? Sollte ihnen in den letzten Kriegstagen noch etwas geschehen, dann würde ich mit schuldig sein. Es schien, als hätte der Hauptfeldwebel meine Gedanken durchschaut. Er gab den Bewerbern zu verstehen, dass er keine Verwendung für sie habe. Außerdem wäre er für die Einstellung von Soldaten nicht zuständig. *„Ich aber“*, meldete sich unerwartet ein Leutnant zu Wort. *„Und ob wir die Jungs gebrauchen können. Panzersperren müssen errichtet werden.“*

Zu spät, dachte ich. Nun galt es, nur noch die Jungen irgendwie aus gefährlichen Situationen herauszuhalten. Ich hatte ihnen die Suppe eingebrockt und fühlte mich verantwortlich.

Insgesamt acht Jungs gehörten zur „Reserve“, denn trotz aller Bemühungen, mehr Burschen waren im Ort nicht aufzutreiben. Schon am nächsten Tag wurden die Jungs, ein Unteroffizier und ich nach Wolfgangsmaßen abkommandiert. Jeder bekam einen Karabiner mit 10 Schuss Munition, drei Panzerfäuste und eine Kiste Eierhandgranaten. Der Unteroffizier, ein ehemaliger Buchhalter, der noch nie an der Front war, spuckte zwar große Töne, war aber im Grunde ängstlich und nicht in der Lage Entscheidungen zu treffen. Das traf sich gut. Erstens waren wir

von der Kommandogewalt des Durchhalteleutnants entfernt, zweitens kannten wir die walddreiche Gegend wie unsere Westentasche. Und drittens gelang es mir durch meine Fronterfahrung den unentschlossenen Gruppenführer dazu zu veranlassen, sich bei mir Rat zu holen.

Die Jungs wurden in der Handhabung des Karabiners und der Panzerfaust unterrichtet. Nach ein paar Tagen erschien der Leutnant auf einem Motorrad mit zwei vollen Rucksäcken. Erst am Abend eröffnete mir der Gruppenführer, dass in den frühen Morgenstunden die Aktion „Maifeier“ starten sollte. Sie sah vor, die Autobahnbrücke bei Wilkau-Haßlau zu sprengen, um den weiteren Vormarsch der Alliierten zu stoppen. In den Rucksäcken befand sich hochexplosiver Sprengstoff. Der Leutnant würde noch einen Feuerwerker mitbringen, der die Sprengung durchführen sollte. Die Sache habe Eile, denn die Amis rollten schon ungehindert Richtung Chemnitz.

Rettung der Autobahnbrücke

Was ist das bloß für ein Wahnsinn, dachte ich. Ist dieser Mensch noch zurechnungsfähig? Nein und nochmals nein. Das darf nicht geschehen. Soviel Einfluss hast du auf die Jungs. Wenn es zum Äußersten kommen würde, werden sie sicher nicht auf die Amis schießen. Im Gegenteil, wenn sie erst die Kugeln um ihre Köpfe fliegen hören, laufen sie davon wie die Hasen. Es kam nun darauf an, einen Plan zu entwickeln, um eine Entscheidung zur Rettung der Brücke ohne Verluste zu erreichen. Es musste ein

Überraschungsmoment sein. Unserem Trupp war auch noch ein Versprengter zugeordnet. Er hieß Karl und war Obergefreiter und zwei Jahre älter als ich. Schon beim ersten Kontakt merkten wir beide, wie sehr wir den Krieg hassten. Ganz offen gab er mir zu verstehen, nachdem ich ihm meine Meinung gesagt hatte, dass er jederzeit bereit sei, den Dingen ein schnelles Ende zu bereiten. Er war schließlich schon dreimal verwundet worden, hatte die Winterschlacht von Moskau bis zu den Kämpfen im Kessel Stalingrad miterlebt. Nur einem Lungenschuss verdankte er, rechtzeitig aus dem Kessel entkommen zu sein.

Wir dachten uns einen Plan aus. *„Denen werden wir eine Maifeier bereiten, die sich gewaschen hat. Wir werden diese Sprengung verhindern“*, erklärte Karl. Die Jungs setzten wir natürlich nicht in Kenntnis.

Frühmorgens 3.30 Uhr ging es los. Wir stürzten ins Freie, um anzutreten. Der Leutnant brauste auf dem Motorrad mit dem Feuerwerker heran. Uns wurde die militärische Bedeutung der Aktion erläutert. Immer zwei Jungs mussten die Rucksäcke mit dem Sprengstoff tragen. Ich war für die Seitensicherung eingeteilt.

Wir liefen im Frühnebel die Mulde entlang. Wenige Kilometer vor der Brücke setzten sich Karl und ich unauffällig ab. Karl, im Besitz einer Maschinenpistole, eilte seitlich nach vorn, während ich mich auf der anderen Seite in die Sträucher verzog. Karl eröffnete das Feuer, und wie erwartet setzte Panik ein, die ich durch mein Gewehrfeuer

noch steigerte. Die Jungs warfen die Rucksäcke mit dem Sprengstoff in die Mulde und rannten ohne sich umzudrehen davon. Da konnte der Leutnant noch so viel brüllen. Für uns galt es, jetzt die Gruppe einzuholen. Als Karl ankam, schimpfte er auf die feigen Kerle und jagte noch ein paar Schüsse in die Richtung, aus der er kam. Auch ich beeilte mich. Leutnant und Unteroffizier sollten ja denken, dass sie sich auf die erfahrenen Soldaten verlassen konnten.

In der Unterkunft angekommen, mussten wir uns aufstellen. Der Leutnant sprach von einer unverzeihlichen Schande. *„Euer Glück besteht allein darin, dass ihr noch keinen Fahneid abgelegt habt, sonst würdet ihr für eure Feigheit mit dem Leben bezahlen“*, wettete er.

Die Jungs zogen beschämt die Köpfe ein, wir aber, Karl und ich wurden wegen unserer Besonnenheit und Disziplin belobigt. Ohne sich zu verabschieden, schwang sich der Leutnant aufs Motorrad, in dessen Beiwagen schon der Feuerwerker Platz genommen hatte.

Karl klopfte mir auf die Schultern ohne was zu sagen. Aber seine Augen strahlten vor Freude über unseren gemeinsamen Erfolg. Zum ersten Mal war unser Verhalten nicht passiv gewesen. Wenn der Krieg zu Ende ist, dachte ich, und du an dieser Autobahnbrücke vorbeikommst, wirst du dich immer an den 1. Mai 1945 erinnern. Und so ist es bis heute.

Der letzte Kriegstag

Unruhe machte sich bemerkbar, waren doch sechs Lastkraftwagen für eine längere Fahrt vorbereitet worden. Ganze Fässer voll Treibstoff hatten die Fahrer auf die Ladefläche gerollt. Nachdem unsere Brotbeutel und Tornister gepackt waren, erkundete ich die Umgebung. Hinter der Baracke befand sich eine Bretterplanke. Ich stieg auf das Fensterbrett und konnte hinter der Planke eine Böschung und ein längeres flaches Gebäude erkennen. Ganz hinten wurde der Wald sichtbar. Hinter der Planke bot ein Schuppen ein ideales Versteck. Ich machte die Jungs mit dem Fluchtvorhaben vertraut. Wir warfen entschlossen unser Gepäck die Böschung hinunter.

Dann mussten wir Aufstellung nehmen. Zwanzig Minuten standen wir in Reih und Glied. Ein Kübelwagen, begleitet von zwei Motorrädern, fuhr vor und ein Oberst stieg aus.

„Soldaten“, begann er seine Ansprache. „Während in Deutschland einige Regimenter die Hosen voll haben, leisten in der Nähe von Prag unsere Truppen erbitternden Widerstand gegen die Russen. Eure vaterländische Pflicht besteht darin, ihnen zu Hilfe zu eilen. Wir werden kämpfen, bis zum Tod.“ Wir brüllten: *„Jawohl, Herr Oberst!“* Er nickte befriedigt und brauste mit seinen Begleitern davon.

Nun erhielten wir den Befehl zum Abtransport und alles stürzte in die Baracke, um die Klamotten auf die Lkws zu

laden. Die Jungs und ich warteten bis alle den Raum verlassen hatten. Dann stellte ich mich als Wache vor die Tür. Ausgerechnet jetzt kam ein Unteroffizier und fragte, wo wir bleiben. Kurz entschlossen meldete ich, dass wir schon unterwegs sind und der Kompaniechef wiederholt nach ihm verlangt habe. Er eilte gewissenhaft davon. Als ich wieder ins Zimmer trat, waren die Jungs wie verabredet aus dem Fenster gesprungen.

Ich sprang hinterher. In aller Eile verstaute wir unser Marschgepäck in leere Holzkisten, die im Schuppen standen. Einen Jungen beauftragte ich, sich in einer der Kisten zu verstecken und die Gepäckstücke zu bewachen. Vorsichtig umgingen wir das Fabrikgebäude, kletterten über einen Lattenzaun und rannten in den schützenden Wald. Dort stellte ich zwei Sicherheitsposten auf. Wir anderen zogen in den Wald und warteten auf die Abfahrt der Lkws. An eine Suchaktion nach uns wagte ich nicht zu denken.

Doch auch nach Karl hatte keiner mehr gefragt. Als wir am 6. Mai einer Infanteriekompanie unterstellt wurden, die nach Beierfeld verlegt wurde, hatte er sich nach Braunschweig abgesetzt. Ich hoffe, ihm ist die Flucht gelungen. Ich befahl den Jungs, sich nicht von der Stelle zu bewegen, weil ich allein den günstigsten Weg erkunden wollte. Kaum war ich ein Stück weg, hörte ich Gewehrfeuer. Sofort kehrte ich zurück. Aber die Grünschnäbel waren auf und davon. Ich kroch zurück zum Waldrand und suchte

nach den beiden Posten. Doch sie waren ebenfalls verschwunden. Ich schlich mich ein wenig in die Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren und erkannte mit Erstaunen, dass es wohl Kinder gewesen waren, die mit Waffen spielten. Nun vernahm ich hinter der Fabrik Motorengeräusch, das immer schwächer wurde. Im Schuppen hatte zum Glück der Junge seinen Posten nicht verlassen. „*Meine Verwandten wohnen in der Nähe*“, sagte der Junge. Es war schon später Nachmittag als wir dort eintrafen. Die Leute luden uns zum Essen ein. Wir sollten sogar über Nacht bleiben. Doch ich hatte keine Ruhe, bevor ich nicht meinen Bruder und die anderen Jungs gefunden hatte. Da hörte ich einen Schuss und sah eine rote Leuchtkugel aufsteigen. Ich rannte auf die Straße und wollte meinen Augen nicht trauen. Die Ausreißer kamen mir entgegen.

Glücklich schloss ich die Angsthasen in meine Arme. Dann berichteten die Jungs, dass sie, als sie die Schüsse hörten, die Flucht ergriffen hatten, weil sie dachten, der Oberst verfolge sie. Dann sahen sie die Kinder, die mit den Waffen spielten, die wohl Wehrmachtssoldaten weggeworfen hatten. Darunter war auch die Leuchtpistole. Wir holten unser Gepäck und machten uns auf den Heimweg. Als wir die ersten Häuser Bernsbachs erreichten, beschlossen wir die Nacht in einer Scheune zu verbringen. Verpflegung hatten wir ja dabei. Ich sagte aber den Bauersleuten Bescheid und wurden von der Frau ins Haus gebeten. In der Stube befand sich noch die Tochter und eine ausgebombte junge Frau aus Dresden. Das Rundfunkge-

rät war an und der Nachrichtensprecher verkündete, dass der Krieg zu Ende sei. Obwohl wir uns nicht kannten, umarmten wir uns freudig und verbrachten die ganze Nacht mit Reden, ohne überhaupt an Schlaf zu denken.

Es war der 8. Mai 1945. Der Krieg war zu Ende. Am Morgen brachen wir auf nach Zschorlau. Wir mieden die Stadt Aue und liefen durch die heimatlichen Wälder. Ich war glücklich, hatte ich doch mein Versprechen, auf die Jungs aufzupassen, erfüllt und konnte sie wohlbehalten den Eltern zurückbringen.

Neuanfang nach dem Krieg

Die amerikanischen Truppen zogen sich zurück und im Juni kamen die Sowjets in das zuvor unbesetzte Gebiet. Alle ehemaligen Wehrmachtsangehörigen sollten sich auf dem Anton-Günther-Platz einfinden. Ich tat es nicht, hatte ich doch nicht den Krieg überlebt, um dann in Gefangenschaft zu gehen. Deshalb zeigte ich mich kaum noch in der Öffentlichkeit.

Doch nun folgte die schlimme Hungerzeit und Arbeit war rar. Die Fabriken wurden demontiert. Nach Kriegsende wurden in der damaligen Ostzone Lebensmittelkarten eingeführt. Es gab 1945 folgende Rationen für pro Kopf und Tag, soweit ich mich erinnere für die normale Bevölkerung: *200g Brot, 10g Nahrungsmittel, 300g Kartoffeln, 15g Zucker, 30g Marmelade, kein Fleisch und kein Fett.*

Und auch diese bescheidende Menge war oft nicht einmal vorhanden. Wir ernährten uns von Wiesenkräutern wie

Brennnesseln. Wenn wir Kartoffeln hatten, wurden diese mit einer Küchenreibe roh gerieben und im heißen Salzwasser zu einer Zudelsuppe gekocht.

Erstaunlicherweise verteilte eine sowjetische Garnison in der Wellnerfabrik auch Erbseneintopf an die hungernde Bevölkerung. Ich traute mich nicht hin, da ich der Aufforderung des sowjetischen Stadtkommandanten nicht gefolgt war. Nun entwickelte sich der Schwarzmarkt. Ganze Schieberbanden versuchten ergaunerte Ware, Lebensmittel und Zigaretten zu Höchstpreisen zu verschachern. Als die neue Ernte reifte, mussten die Bürger Flurschutz bilden um die zunehmenden Diebstähle zu verhindern.

Im Herbst traf ich meinen alten Lehrmeister Leo Stengel aus der Wellner Fabrik. Er erzählte mir, dass die Maschinen in Kisten verpackt und als Reparationszahlung in die Sowjetunion gebracht worden waren. Ältere Facharbeiter waren auch verpflichtet worden, in der Sowjetunion Fachkräfte für diese Maschinen anzulernen. Mein Arbeitsplatz war also weg. Mein Lehrmeister riet mir, nach Espenhain zu gehen, da ich ja eine allseitige Ausbildung als Graveur erfahren hatte. Außerdem gab es für die dortigen Schwerarbeiter zweimal in der Woche Fleisch. Also nutzte ich die Chance und arbeitete dort als Schlosser, bis das Leben die Weichen wieder anders stellte und ich in meine Heimat zurückkehrte.

Am 6. März 1948 heiratete ich meine Hildegard. Wir bekamen eine Tochter und führten eine glückliche Ehe. Leider

verstarb meine liebe Frau 2003, sodass ich nun Witwer bin. Ich habe sie daheim gepflegt bis zum Schluss. Nach ihrem Tod war ich zu nichts mehr fähig. Meine Tochter, die Enkel, die ganze Familie halfen mir damals, über diese schwere Zeit hinwegzukommen. Auch ein guter Freund, der leider nicht mehr lebt, stand mir zur Seite. Ich habe gelernt, dass es immer weiter geht, wenn man Hilfe annimmt. Es gibt schwierige und schmerzvolle Erfahrungen im Leben, doch man sollte sich immer die Zuversicht und den Humor bewahren.



Hochzeit von Hildegard und Roland

Wunsch

Ich wünsche mir vor allem Gesundheit, damit ich in meiner Wohnung im 3. Stock weiterleben kann. Ich bin dankbar, dass sich meine Familie und der Pflegedienst so gut um mich kümmern, möchte aber solange wie möglich meine Eigenständigkeit bewahren. Ich wünsche mir, dass ich meine beiden Ururenkel noch ein paar Jahre aufwachsen sehe und hoffe, dass sie niemals einen Krieg erleben müssen.

Das störrische Kamel

Ich qualifizierte mich 1953 als Kulturbeauftragter der Wismut AG in Leipzig. Mein Lehrgang umfasste Kunstgeschichte, Musik und Literatur. Untergebracht war ich für sechs Monate in einem Privatquartier in der Friedrich-List-Straße. Der Unterricht erfolgte an der Uni und an künstlerischen Hochschulen.

An einem Frühlingstag, ich wollte gerade das Haus verlassen und zu einer Vorlesung gehen, traute ich meinen Augen nicht. Ein Kamel stand vor der Haustür und sah mich neugierig an. Was wollte es von mir? Ich hatte den Eindruck, dass es Hilfe brauchte. Eigenartig, dachte ich. Doch es blieb mir nicht viel Zeit, um mir darüber Gedanken zu machen. Mir war klar: Das Kamel konnte nur vom Zirkus „Aeros“ zu mir gekommen sein. Denn das Winterquartier befand sich ganz in der Nähe meines Wohnortes. Er lag rund 20 Minuten entfernt.

Oder war das Kamel aus dem Leipziger Zoo weggelaufen? Unwahrscheinlich. Die Strecke ist zu weit, dachte ich. Woher auch immer dieses Kamel stammte, es konnte auf gar keinen Fall hierbleiben. Und in die Uni konnte ich es auch nicht mitnehmen. Zuerst versuchte ich, das Kamel hinter mir herzuziehen. Aber das gelang mir nicht. Nun änderte ich die Strategie, streichelte es am Hals, redete mit

sanften und liebevollen Worten auf das Tier ein. So schien ich Erfolg zu haben. Es hatte den Anschein, das Kamel sei gewillt, mich zu begleiten. Doch das Glück dauerte nur wenige Momente. Das Kamel blieb nach ein paar Schritten plötzlich stehen und war nicht mehr bereit, sich weiter zu bewegen. Es verhielt sich wie ein störrischer Esel. Esel und Kamele haben sicher gemeinsame Gene, dachte ich mir.

Was mussten bloß die Leute denken, die uns beobachteten? Hätten sie damals schon ein Handy besessen, wäre ich bei Facebook und Co die Attraktion des Tages geworden und hätte Millionen Klicks eingesammelt. Doch damals hatten die meisten Leute nicht einmal ein Telefon.

Man ließ mich also in Ruhe, dachte wohl, ich sei einer vom Zirkus, der sein Kamel nicht im Griff hat. Zum Glück fiel mir ein, dass ich ein Stückchen Würfelzucker in der Hosentasche bei mir trug.

Ich hatte ja die Angewohnheit, in der Gaststätte meinen Kaffee ohne Zucker zu genießen und diesen dann einfach in die Hosentasche zu befördern. Also steckte ich dem störrischen Kamel das Stückchen Zucker ins Maul. Mit Erfolg! Das Kamel war wohl nun zufrieden und verhielt sich zu mir wie ein gleichartiges Geschöpf. Ja, es schien jetzt geradezu in mich verliebt zu sein und drückte seinen Kopf an mich, wohl um noch mehr Zucker zu bekommen. Eng umschlungen wie ein Liebespaar hätte ich es mit Zucker nun durch ganz Leipzig führen können.

Ich versprach dem Kamel noch mehr Zucker und lockte es so schließlich bis zum Zirkusgelände. Dort herrschte schon helle Aufregung, denn man hatte das Verschwinden des Ausreißers bemerkt. Die Suche war bereits im vollen Gange und als der Zirkusdirektor mich mit dem wertvollen Kamel heranspazieren sah, war er überglücklich und bedankte sich bei mir mit zwei Freikarten.

Wer Gutes tut, wird auch belohnt, erfuhr ich mal wieder und schaute auf meine Armbanduhr. O je, diesmal würde ich zur Vorlesung zu spät erscheinen. Ob sie mir meine Entschuldigung abnehmen würden? Es wäre immerhin keine alltägliche und ich konnte ja die Freikarten als Beweis vorzeigen.

Noch während ich auf dem Weg zu Uni war, kam mir der Gedanke: Ganz gleich, ob es sich um vierbeinige oder zweibeinige Kamele handelt – man braucht auf jeden Fall Geduld und kommt mit Zerrn und Druck ausüben nicht ans Ziel.



Roland

Diese lustige Geschichte stammt von Roland Trültzsch und soll den Abschluss unseres Buchprojektes „Geschichten machen Mut“ bilden.

Nachwort

Der Erfolg des ersten Bandes „Geschichten machen Mut“ zeigt, dass es viele Leute interessiert, was unsere Vorfahren und Mitmenschen erlebt haben.

Im Band 2 kommen 11 Erzählerinnen und Erzähler zu Wort, fast alle über 80 Jahre alt. Beim Schreiben ließ ich ihre Geschichten nah an mich heran und hoffe, dass sie alle Leserinnen und Leser ebenfalls tief berühren werden. Dazu gehört auch die Geschichte meiner Mutti Ursula, die als Kind schon ihre Mutter verlor. Die Geschichten im Band 2 sollen dazu ermutigen, sich Zeit zu nehmen, um den eigenen Eltern, Groß- und Urgroßeltern zuzuhören.

Es ist wichtig, ihre Geschichten zu bewahren und weiterzugeben, damit sie nicht verloren gehen. Denn sie können uns ermutigen, im Leben trotz aller Nöte und Schwierigkeiten die Zuversicht und die Menschlichkeit im Herzen zu bewahren.

Wir wünschen uns deshalb, dass dieses Buch von Menschen aller Generationen gelesen und weitergegeben wird.

Karina Kartach

Dank

Ich möchte mich bei allen Erzählerinnen und Erzählern für ihre große Offenheit bedanken, uns Einblicke in ihr bewegtes Leben oder das ihrer Eltern und Großeltern zu ermöglichen. Die Erzählungen haben mich oft sehr aufgewühlt, nachdenklich, aber auch zuversichtlich gestimmt. Der gegenseitige Austausch war, so denke ich, für beide Seiten fördernd und bereichernd.

Vielen Dank an Diane Kurzweg für ihre Unterstützung und den Einsatz, wieder Fördergelder für das Buchprojekt zu erhalten. Danke an die Verbände der gesetzlichen Krankenkassen im Freistaat Sachsen und dem Verband der Ersatzkassen, die Fördermittel für den Buchdruck bereitstellten. Großen Dank an Yvonne, Katrin und Diane für die Hilfe bei der Überarbeitung. Ein besonderer Dank geht auch an Jonas für die technische Umsetzung des Buchprojekts.

Ein großes Dankeschön geht ebenso an Roland Trültzsch, der sein selbst gezeichnetes Aquarellbild für den 2. Band erneut zur Verfügung stellte. Die Brücke über den Floßgraben Richtung Bockau gibt es nicht mehr, doch bleibt sie im Bild unvergessen, wie die Geschichten im Buch.

Karina Kartach